Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 31/32 — Gotha, 6. August 1925 — 39. Jahrgang

Inhalt: Unsere vielen Feste — Das Buch Daniel: 1. Die Abfassungszeit des Buches — Das Wesen des Quäkertums — Die Weltkonferenz der Kirche Christi für Glaube und Verfassung (faith and order): 2. Die praktische Arbeit der Weltkonferenz; 3. Die Frage der deutschen Mitarbeit — Handschriftenkunde im theologischen Studium — Stimmen zum bayerischen Konkordat (Beyhl, Rothenbücher, Ohlemüller) — Das neue China — Wohnungsnot. Zur Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses — Wilhelm von Scholz — Bücher und Schriften: Glaubenslehre und Apologetik (Lemme); Lutherabende (Glebe); Heinrich von Zütphen (Erhard); Frau Käthe Luther in Torgau (Bartscherer); Der Morgenstern von Wittenberg (Mosapp); Luthers Käthe (Fey); Kurze Uebersicht über den Inhalt der Neutestamentlichen Schriften (Bauer); Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands (Schneider); Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas (Sering); Das Land Ober-Ost; Die politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation (Stein); Deutschland, Österreich-Ungarn, Polen (Napieralski); Kampf der Weltanschauungen (Kulemann); Die geistige Krisis der europäischen Menschheit (Saitschick); Deutschland (Schäfer) — Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Unsre vielen Feste

Wozu dienet dieser Unrat? Matth. 26, 10

Seit Wochen wollen mir scharfe Worte in die Feder über den Festunfug, der in unserm Lande wütet.

Ob man Tag für Tag davon in den Zeitungen liest oder selber davon Augen- und Ohrenzeuge sein muß, er ist kaum erträglich. Aber die naheliegenden Bemerkungen habe ich immer wieder unterdrückt. Und je länger der Unfug währt, desto milder bin ich geworden. Ist es nur die Ermattung des Widerstandes?

Man soll schließlich Alles unter Gottes Wort stellen. Tun wir das auch hier. Ist nun freilich Matth. 26, 10 = Mark. 14, 4 ein Gottes-Wort?

Es sagen es die Jünger; bei Joh. 12, 5 sagt das Entsprechende sogar Judas Ischarioth. Und Jesus verweist nach beiden Berichten den Kritischen ihre Gedanken. Ist es also ein Gottes-Wort und nicht viel mehr das Gegenteil, wenn sie scheel sehend fragen: „Wozu dienet dieser Unrat?" (So hat Luther übersetzt; heute lesen wir statt dessen ganz gut in der Lutherbibel: „Wozu dienet diese Vergeudung?" Der Unrat, die Unberatenheit, der Unfug besteht eben in der Vergeudung, von Geld, Kraft, Zeit und Interesse.)

Wir werden schnell miteinander darüber einig sein, daß der Feste bei uns zu viel sind. War es nicht immer so? Die Klage ist alt. Und sie ist nicht nur bei unserm Volke, sondern auch bei andern alt. Wir aber nehmen heute zwiefaches und tieferes Ärgernis daran, weil wir meinen, es zieme uns nicht zu unserm Zustand. Ausländer, die durch Deutschland reisen und erleben, wie wir feiern, bewährte Freunde, die uns in unsern Nöten verständnisvolle Hilfe leisteten und leisten, sehen den Unrat, die Vergeudung, und beschließen bei sich: Diesen Deutschen keinen Pfennig mehr! Und wir Einheimischen schämen uns vor ihnen um des üblen Scheines willen. Denn wo so viel Geld und Stimmung ist zu endlosen Festen, wie soll da ernster Mangel sein? — Wenn aber doch der Mangel da wäre? Was hat es dann für einen Sinn, das Gegenteil vorzutäuschen? Täuschen wir es uns vor, oder Andern?

Der Unrat, die Vergeudung ist zum Verzweifeln. In ihrer Maßlosigkeit. In ihrer Massenhaftigkeit. Und der Moralprediger ist schnell fertig damit. Es fragt sich nur, ob er damit Abhilfe schafft. Ob er ganz billig ist. Und Moralprediger müssen billig und gerecht sein. Man zerlege den Festtrubel in seine Bestandteile, und man wird vieles milder ansehn.

Da ist eine natürliche, gesunde Reaktion auf die furchtbaren Jahre, die hinter uns liegen. Gerade die Jugend, die in der Kriegszeit herangewachsen ist, will Freude haben. Aber auch das Volk insgemein verlangt nach einer Entschädigung. Mit seiner Kraft, mit seiner Lebenslust — zu welchem Loche soll es hinausfahren? Viele Ausgänge sind ihm verbaut, so gebraucht es diesen. Manchmal ist es echte Selbsthilfe, manchmal Maske und Schild — wer will das unterscheiden? „Die Rosenschau in Mainz soll ein Sinnbild sein für die Sehnsucht, aus der Not der Zeit herauszukommen." So lesen wir, und es ist schön gesagt. Ob Sinnbild oder nicht, die Rosenschau ist gewiß sehr schön.

Und es gibt harmlose, verständige, nützliche Feste. Ein großer Teil der Feste, die wir heute feiern, soll mittelbar oder unmittelbar dem Vaterlande dienen. Hinter den Rheinlandfeiern, die wir gehabt haben, stand ein ernster politischer Zweck. Manche örtliche Feier stärkt einen gesunden Lokalpatriotismus. Der Gemeinsinn, die Liebe zur Heimat wird gefördert. Es kommen die frommen Feste und konkurrieren mit den weltlichen. Rein geistige Feiern finden statt, in einer Atmosphäre, die dem schlichten Manne verschlossen bleibt; die kosten auch Zeit und Geld. Man reist zu seinem Vergnügen und zu seiner Erholung zu Kongressen. Überhaupt, man reist. Könnte man nicht auch zu Hause bleiben? Warum gerade nach Italien? Was soll der Unrat, die Vergeudung? Viele feiern Feste, weil sie nicht reisen können. Kein Geld und keine Ferien. — Zerlegt man das Gesamtbild in seine Bestandteile, man wird milder.

Aber wie es nun auf manchen Festen zugeht! Auf den Volksfesten. Ja hoffentlich doch weithin harmlos. Wo aber nicht, da muß man sich vor doppeltem Maßstab hüten. Es gibt Leute, auch Prediger, die finden die Ausschreitungen der alten Burschenherrlichkeit höchst liebenswürdig und berechtigt, aber die Ausgelassenheit einer Arbeiterjugend abscheulich roh. Fängt man an zu richten, dann, bitte! am eignen Hause, an der eignen Gesellschaft, an der eignen Welt.

Jesus litt nicht, daß jene scheinbar unberatene Tat gescholten wurde. Er lobt sie, wie er selten etwas gelobt hat. Sie war der Ausdruck eines unmittelbaren schönen Affekts, redlicher Hingabe, verständnisvoller Liebe. Das Weib war gut beraten. Die Ausgabe wohl angewandt. So sollen unsre Feste sein. Sie müssen nicht gleich dem letzten und höchsten Zwecke dienen. Aber einen Sinn sollen sie haben. Und sollen Feierstunden sein, nicht Landplagen. Erquicken, nicht ruinieren.

Sicher erkennt man Wert und Gesundheit eines Volkes an seinen Festen. Darum, wer sein Volk lieb hat, achtet auf seine Feste. Er trauert um sein Volk, wenn ihm diese Feste nicht gefallen. Er hilft ihm, bessere Feste feiern. Er hemmt und hindert auch, wo er kann, daß Torheit und Laster die Feste in die Hand bekommen. Warum

steht nicht in unsern Kirchengebeten eine ständige Bitte, daß Gott unser Feste feierndes Volk vor Sünde und Schande bewahre?

Und jenes Weib, das Jesu das Haupt oder die Füße salbte, hat gewiß darüber der Armen nicht vergessen. Können wir Feste feiern, so müssen wir auch Wohnungen bauen können!

Es ist ein ernstes Kapitel. Unsereiner kann auf diese Feste verzichten. Aber Feste müssen sein. Es ist die Frage der Askese. Gott berate uns, daß wir unsre Kraft zur Fröhlichkeit nicht vergeuden. Es ist noch eine seiner besten Gaben, daß wir uns miteinander freuen können. R

Das Buch Daniel

Abseits und eigenartig steht es im Alten Testament da. Es enthält Erzählungen und Weissagungen, wie die meisten Prophetenbücher, aber beides charakteristisch verschieden. Von der Kirche wurde es im allgemeinen nicht sonderlich hoch eingeschätzt, höher von Sekten und Gemeinschaften, und hat doch mit dem Schema der vier Weltreiche die Geschichtswissenschaft bis in die Neuzeit hinein beherrscht. Oft für lange Zeit in die Ecke gestellt, packt es doch je und je, in Zeiten der Erschütterung, der Ratlosigkeit und Verzweiflung, die Geister. Es hat seinen guten Grund, daß es in der hebräischen Bibel nicht unter den Propheten steht; aber es ist auch kein Zufall, daß die griechische Bibel und Luther es dorthin gestellt haben. Am nächsten steht ihm unter allen Büchern der Bibel die Offenbarung des Johannes, mit der es auch die eigenartige Rolle und Wirkung in der Geschichte des Christentums gemeinsam hat. Auf ihnen beiden fußen alle chiliastisch-apokalyptischen Strömungen bis hinauf zu den Adventisten und Ernsten Bibelforschern unserer Tage.

Was ist es mit diesem Buch und seinen Weissagungen? Was hat die moderne Bibelwissenschaft, der es nur um die Erkenntnis der Wahrheit zu tun ist und die sich auf der ernsten und mühsamen Arbeit von Generationen und Jahrhunderten aufbaut, was hat sie zu diesem Buche zu sagen?

Ich rede erst kurz von der Frage der „Echtheit", besser der Entstehungszeit des Buches, von der das ganze Verständnis abhängt, dann kurz von den Erzählungen, und darnach eingehend von den Gesichten, ihrer Deutung und ihrer Eigenart.

Für alles Detail, und für so manche Frage, die hier nur gestreift oder gar nicht berührt werden kann, verweise ich auf die Fachliteratur. Neben den gelehrten Kommentaren von Meinhold (1889 in Strack-Zöcklers Kurzgefaßtem Kommentar), Behrmann (1894, in Nowacks Handkommentar), Marti (1901, im Kurzen Handkommentar) nenne ich von neueren Arbeiten: A. Bertholet, Daniel und die griechische Gefahr (1907, Religionsgeschichtliche Volksbücher II 17), G. Hölscher, Die Entstehung des Buches Daniel (Theol. Studien und Kritiken 1919, S. 113—138). Ed. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums II (1922) S. 184—199, Adam C. Welch, Visions of the End (1922), M. Haller, Schriften des Alten Testaments in Auswahl II 3 (2. Aufl. 1925).

1. Die Abfassungszeit des Buches

1. Das Danielbuch ermangelt einer Überschrift, und überhaupt jeder Angabe über Verfasser und Abfassung. Wie die meisten Erzeugnisse des hebräischen Schrifttums ist es anonym. Spätere Zeiten hatten das Bedürfnis, zu jedem Bibelbuch auch den Verfasser zu kennen. Und weil das ganze Buch, mit Ausnahme von c. 3, von den Erlebnissen und Gesichten des Daniel handelt, meinte man, es müsse auch von Daniel, dem jüdischen Seher am babylonischen und persischen Hof, verfaßt sein. Das Judentum hat diese Tradition aufgebracht und das Christentum hat sie übernommen und mit göttlicher Autorität bekleidet. Aber sie ist — das können wir heut mit aller Bestimmtheit sagen — falsch.

2. Gerade für die Zeit, die Daniel selber miterlebt haben müßte, enthält das Buch eine ganze Reihe schwerster Verstöße gegen alle gute geschichtliche Überlieferung. Eine Einnahme Jerusalems im dritten Jahr des Jojakim 1, 1 (d. h. 605 v. Chr.), ein Belsazar als Sohn und Nachfolger des Nebukadnezar 5, 1. 7, 1, ein „Darius der Meder" als Nachfolger des gestürzten Belsazar 6, 1, als Vorgänger des Kyros 6, 29 und Sohn des Xerxes 9, 1 — um nur diese Beispiele herauszugreifen — sind bare Unmöglichkeiten. Was würden wir zu einem Buche sagen, das die Schlachten von Jena und Auerstädt ins Jahr 1799 verlegt, den I. und III. Napoleon zusammenwirft, den ehemaligen Kronprinzen zum Sohn und Nachfolger von Wilhelm I. und zum letzten deutschen Kaiser stempelt!

Besser, ja schließlich geradezu unheimlich genau unterrichtet zeigt sich das Buch erst in der Geschichte des 3. und 2. Jahrhunderts. Erhalten wir doch in c. 11 — wenn auch in Form einer Weissagung — eine erst knappe und dann immer eingehendere Darstellung der Geschichte des Ptolemäer- und Seleukidenreiches bis hinab zu Antiochus IV. Epiphanes und seiner Verfolgung der jüdischen Religion.

Es gibt nur eine Erklärung dafür: daß das Buch nicht aus der babylonisch-persischen Zeit stammt, über die es sich so schlecht orientiert zeigt, sondern aus der des Antiochus, die mit all ihren Schrecken der Verfasser selber erlebt haben muß. Und nur zu diesem Ansatz stimmt seine Sprache (ein spätes Hebräisch und ein spätes Westaramäisch, beides mit persischen und sogar vereinzelten griechischen Fremdwörtern durchsetzt), die späte literarische Bezeugung (erst gegen 100 v. Chr.) und die Stellung in der hebräischen Bibel (nicht unter den „Propheten", sondern unter den „Schriften", dem dritten und jüngsten Teil des Kanons).

3. Aber so groß war die Macht der Tradition, daß diese Erklärung, wie einfach und schlagend sie auch ist, nur überaus langsam und unter Überwindung stärkster Widerstände durchdrang. Nach ihrem ersten Vertreter, dem Neuplatoniker Porphyr, den sein Christenhaß so scharfsichtig machte, begegnen wir ihr erst wieder bei Spinoza und Newton. Im 18. Jahrhundert wird sie genauer begründet und beginnt in der theologischen Wissenschaft heimisch zu werden. Und im 19. Jahrhundert setzt sie sich — dem leidenschaftlichen Widerstand der Orthodoxie (Hengstenberg und seiner Schule) zum Trotz — schließlich völlig durch. Forscher wie Franz Delitzsch, Strack, Eduard König, Samuel Oettli, Adolf Schlatter haben ihr — der Eine zaghafter, der Andere entschiedener — zugestimmt. Ernst Sellin, der heute den Lehrstuhl Hengstenbergs in Berlin innehat, bezeichnet sie als „absolut sicher". Auch das Calwer Bibellexikon hat ihr in seiner neuesten Auflage (1924) seine Tür geöffnet. Für die Wissenschaft ist diese Frage erledigt. Sie ist in keiner alttestamentlichen Frage so einmütig wie gerade in dieser. Meinungsverschiedenheiten bestehen nur in den feineren Fragen, wo die Forschung noch im Flusse ist.

4. Freilich hören trotzdem die Versuche nie auf, gegenüber der bösen Kritik die Abfassung des Buches durch Daniel oder doch mindestens die Glaubwürdigkeit der Geschichten und die Echtheit der Weissagungen zu retten. Als jüngste Beispiele nenne ich G. Stokmann, Die Erlebnisse und Gesichte des Propheten Daniel (1922) und Charles Boutflower, In and around the Book of Daniel (1923). Die älteren Auffassungen und Deutungen findet man am besten bei Zöckler im 17. Band von J. P. Langes Theologisch-Homiletischem Bibelwerk (1870) zusammengestellt. Hier nur ein paar Beispiele für die Art der Beweisführung, die heute noch im Wesentlichen dieselbe ist wie vor 100 Jahren. Man sucht die Irrtümer vom Verfasser auf spätere Abschreiber abzuschieben: in 1, 1 sei ursprünglich Jojachin statt Jojakim genannt gewesen

(mit dem dritten Jahr stimmt es aber auch dann noch nicht!). Man behauptet, der geschichtliche Belsazar, der Sohn Naboneds, sei Regent für seinen erkrankten oder internierten Vater gewesen (aber 7, 1 wird nach seinen Königsjahren datiert!). Oder mit „Belsazar" sei Evilmerodach, der Sohn und Nachfolger Nebukadnezars, oder Naboned, der letzte Babylonierkönig, „gemeint". Und mit „Darius dem Meder" nicht der bekannte Darius I., sondern ein sonst freilich nirgends bezeugter Unterkönig dieses Namens, oder Gobryas, der Feldherr des Kyros und Eroberer von Babylon usw. Alles willkürliche Behauptungen, und auch unzulängliche, weil sie auf so äußerliche Weise Fehler beseitigen wollen, die tief in der ganzen Art und Entstehung des Buches wurzeln.

Marburg Walter Baumgartner

Das Wesen des Quäkertums

Von dem Wesen des Quäkertums ist in den letzten Jahren soviel geredet und geschrieben worden, daß man sich eigentlich scheuen muß, über eine so bekannte Sache noch etwas zu sagen. Man halte es mir zu Gute, wenn ich nach langem vergeblichen Bemühen nur mit Zagen den Versuch mache, zum erstenmal in Worte zu fassen, wie sich mir das Quäkertum in seinem innersten Wesen darstellt.

1

Vor 100 Jahren lebte in Yorkshire in einem einsamen Dorfe William Dent, ein Quäker. Er war ein Mann von wenig Worten. Sein ganzes Wesen atmete Frieden und Herzensgüte. Er scheute keinen Weg, um an den Versammlungen der Freunde teilzunehmen. Einst stand er auf, sprach: „Gott ist Liebe" und setzte sich wieder. Als er in sein Dorf einzog, waren viele Häuser verfallen, die Arbeiter hatten keinen Garten, die Kinder keine Schule, dafür saßen die Eltern im Wirtshaus. Als er hochbetagt die Augen schloß, hatte ein Jeder sein schmuckes Häuschen; wenn er wollte, auch ein Stück Land. Das Wirtshaus war verschwunden, dafür aber eine gute Schule gebaut. Lange Jahre wohnte die Lehrerin im Hause des Quäkers. Das große Fest im Jahre war weit und breit das Jahresfest der Bibelgesellschaft in seiner Scheune.

Das Buch, dem wir diese Geschichte entnehmen, heißt „Christliches Leben, Glauben und Denken" *). Es ist eine Zusammenstellung von Zeugnissen des Quäkertums aller Zeiten, in denen die heutigen Quäker ihre Eigenart besonders deutlich ausgedrückt finden. Gerade der Verzicht auf eine strenge systematische Ordnung macht diese Darstellung des quäkerischen Laienchristentums so eindrucksvoll. Die ganz persönlichen Erfahrungen der typischen Vertreter des Quäkertums und die gemeinsamen Kundgebungen der Quäkergruppen klingen bei all ihrer Mannigfaltigkeit zusammen in einem wundervollen Akkord. Man kann den Gesamteindruck schwer in Worte fassen: es ist ein heimliches Feuer, das in allem glüht, ein zarter Duft, der aus allem ausströmt, ein froher, doch ernster Ton, der überall durch diese Bekenntnisse schöner Seelen hindurchklingt. Das Beste davon läßt sich gar nicht begrifflich formulieren, sondern nur durch sympathisches Einfühlen stimmungsmäßig erfassen. Ist es Mystik?

2

Mystisch gefärbt ist diese Frömmigkeit zweifellos, aber ist sie ihrem innersten Wesen nach Mystik? Wer nur Robert Barclays ganz von Mystik durchtränkte Apologie des Quäkertums (1678) und das Tagebuch von George Fox kennt, mag über diese Frage erstaunt sein. Zum Problem wird sie erst, wenn man das Quäkertum der ersten Periode (bis 1660) in seiner Eigenart erfaßt hat.

Schon Weingarten hat den großen Unterschied zwischen dem Quäkertum vor und nach 1660 empfunden, und die heutigen Quäker erheben immer nachdrücklicher Widerspruch gegen Barclays Darstellung der quäkerischen Hauptlehre vom inneren Licht. Nach 1660 ist etwas Fremdartiges eingedrungen. Was mag das sein?

Mystisch gefärbt war die quäkerische Frömmigkeit von Anfang an; aber die mystischen Gedanken werden nur dazu benutzt, um immer aufs neue Innerlichkeit und die Notwendigkeit eines Christentums der persönlichen Erfahrung zu predigen. Wo die mystische Spekulation beginnt, hört das Interesse für die Mystik auf. Die Linie von der neuplatonischen Mystik führt über Eckehart, Valentin Weigel, John Everard zu den geistigen Erben der Brüder des freien Geistes, den Ranters, aber nicht zu den Quäkern. Dem Quäkertum fehlt der intellektualistische Gottesbegriff, die Technik der mystischen Versenkung mit ihren Stufen der Vergottung. Der schweigende Dienst ist kein Vehikel der mystischen Kontemplation.

Das Quäkertum der Anfangszeit ist im Innersten bestimmt nicht durch die Mystik, sondern durch die Eschatologie. Die Quäker teilten die große Erwartung ihrer Zeit, daß Christus nun selbst in seinem Geist zu seinem Volk gekommen sei, um es unmittelbar — ohne alle äußeren kirchlichen Formen — zu lehren und durch seine Heiligen zu herrschen bis ans Ende der Tage. Sie hatten nur eine andere Vorstellung von der Art seiner Herrschaft als die Partei der Heiligen, die mit Krieg und Blutvergießen das Weltreich Christi aufrichten wollten. Sie waren ganz erfüllt von dem beseligenden Glauben, daß „bis zu einem gewissen Grade" Christus nach seiner Verheißung in ihnen Gestalt gewonnen habe. Das gab ihnen den Mut, das Unerhörte zu wagen, ihr Leben jeder Gefahr und Verfolgung preiszugeben, um das Reich Christi aufzubauen auf Erden. Aber sie wußten, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Sie machten Ernst mit dem Gedanken, daß die neue Weltzeit angebrochen sei, in der keine Kompromisse, keine Zugeständnisse an die Herzenshärtigkeit der Menschen mehr erlaubt sind. Für sie ist das Christentum der Bergpredigt keine Utopie, denn Christus lebt und herrscht in ihnen und gibt den Sieg. Er ist das innere Licht, das sie erleuchtet, das innere Wort, dem sie folgen müssen. Der urchristliche Enthusiasmus lebt in ihrem neuen Prophetentum wieder auf, das alle äußeren Formen des Gottesdienstes und der kirchlichen Verfassung als eine überwundene Stufe der Frömmigkeit verschmäht und nur die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, den schweigenden Dienst, kennt.

Es ist johanneisches, weniger paulinisches Christentum, das dem ersten Quäkertum seine Färbung gibt. Darum fehlt auch jedes innere Verhältnis zur Reformation. Wenn sich bei James Naylor eine sehr verständnisvolle Darstellung von Luthers Rechtfertigungslehre findet, so ist das vereinzelt und darf nicht überschätzt werden. Im allgemeinen erinnert die theologische Einstellung mehr an den Methodismus: Willensfreiheit, Vollkommenheit usw. Aber man beachte, wie auch hier, ganz abweichend vom Methodismus, der furchtbare Ernst der eschatologischen Betrachtung immer wieder durchbricht. Im Gegensatz zur methodistischen Psychologie der Bekehrung, welche die einzelnen Stufen der Entwicklung des Christenlebens an relativen Maßstäben mißt und die Schwachheitssünden nicht als Sünde gelten läßt, lassen die Quäker — ebenso wie Luther — nur absolute Maßstäbe der Beurteilung gelten. Vor Gott zu treten, bedeutet für den Menschen immer das Gericht. Dieses Gericht wird erfahren in der Bekehrung zum Quäkertum, gefordert in jedem Moment und angedroht in der nächsten und in aller Zukunft.

3

Zwischen dem Quäkertum der ersten Generation und dem der Folgezeit ist ein großer Abstand. In vieler Hinsicht. Die ganze Stimmung der Zeit war den hochgespann-

*) Christian Life Faith and Thought. Being The First Part of The Friends' Book of Discipline. London 1922. Deutsche Übersetzung in Vorbereitung.

ten eschatologischen Erwartungen nicht mehr günstig. Dem äußeren Zusammenbruch der Cromwellschen Herrschaft war der innere bereits vorausgegangen: bittere Enttäuschung, müde Resignation war das Ende. Selbst das Quäkertum, das in den Stürmen der Verfolgung bis zum Blut widerstanden hatte, mußte seine weltumspannenden Missionspläne aufgeben und froh sein, in den stillen Hafen von Pennsylvanien einzulaufen. Es verlor seine frühere Werbekraft. Das Quäkertum wurde zur Kirche, zur Sekte. Der Enthusiasmus konnte sich nur schwer mit den neuen kirchlichen Formen abfinden. Es kam zu bedauerlichen Spaltungen. Der „Hutgeist" (Spirit of the Hat), der Geist der Verknöcherung und Veräußerlichung der Sitten und Gebräuche zog ein und machte die Quäker zu einem „besonderen Volk". Seit dem Falle Naylors wurde man auch innerlich unsicher und ängstlich. Man vermied die Überschwenglichkeiten und Extravaganzen der Rede, welche sich in der ersten Periode auch bei Fox und seinen nächsten Freunden gelegentlich finden. Dabei ging viel von der ursprünglichen Frische und Unmittelbarkeit verloren.

Am verhängnisvollsten war, daß durch den Einbruch einer nicht auf christlichem Boden gewachsenen Mystik der Zusammenhang des Quäkertums mit seinem Mutterboden, dem Urchristentum, gelockert wurde.

Die Quäker waren immer vortreffliche Christen, aber niemals große Theologen. Sie verstanden es schlecht, sich gegen die Angriffe ihrer Gegner anders als mit groben Worten zu wehren. Vor allem machte ihnen ein Vorwurf zu schaffen, den die Gegner immer wieder erhoben: das innere Licht der Quäker sei ein bloß natürliches Licht. Da kam ihnen Hilfe von einem Manne, der vor seinem Übertritt zum Quäkertum ein scharfsinniger Theologe und gründlicher Kenner der jüdischen Literatur war, George Keith. Schon Isaac Penington hatte gelegentlich Gedanken der kabbalistischen Mystik im apologetischen Interesse verwendet. George Keith aber machte nun ganze Arbeit. Unter seinen Händen wurde die Lehre des Quäkertums zu einem kabbalistisch-mystischen System, in welchem die christlichen Elemente zwar auch vorkommen, aber als unwesentlich zur Seligkeit hingestellt werden. Und George Keith wurde der große Theologe des Quäkertums der zweiten Periode. Robert Barclay, der berühmte Apologet, lebt ganz in seinen Gedanken und hat sich seiner Hilfe bedient. Mit seiner kabbalistischen Seelenwanderungslehre ist freilich Keith nicht durchgedrungen bei den Quäkern. Dagegen wehrte sich noch der alte Quäkergeist. Später ging Keith andere Wege. Er trennte sich von den Quäkern, und warf ihnen gerade das vor, was er selbst in das Quäkertum hineingeschmuggelt hatte. Aber der Schaden war geschehen. Die Mystik überwucherte die geschichtlichen Elemente des Quäkertums, und man kann sich schwer des Eindrucks erwehren, daß auch das in dieser Zeit entstandene Tagebuch von George Fox tiefer vom Geist der Mystik durchtränkt ist, als sich mit dem Geist des ursprünglichen Quäkertums verträgt.

4.

Darum, weil sie das Herzstück des Quäkertums, die Lehre vom inneren Licht, korrumpierte, war der Einfluß der kabbalistischen Mystik so verhängnisvoll. Hinzu kam ein Anderes. Die Quäker der ersten Zeit lebten von Kind auf in der Schrift, sie war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Das innere Wort, das sie hörten, war stets auf das stärkste mitbestimmt durch das im Unterbewußtsein in der Erinnerung nachklingende äußere Wort. Das änderte sich, als man versäumte, auch die nachfolgenden Generationen gründlich in der Schrift zu unterweisen. Man verließ sich zu sehr auf das innere Wort allein und verlor den Anschluß an das geschichtliche Christentum. Nicht überall, aber doch in weiten Kreisen trat das spezifisch Christliche zurück hinter einer mystischen Universalreligion. In dieser stark verdünnten Luft verstummte allmählich der Geist und die Liebe erkaltete; es kamen die Zeiten der geringen Dinge. Hier und da zuckte noch einmal das alte Feuer auf, das unter der Asche verborgen weiter glühte. In Gestalten wie John Bellers, dem Quäkersozialisten von 1700, oder John Woolman, dem Quäkerheiligen, der in wundervoller Weise demütigen Kindersinn und kraftvolles soziales Verantwortungsgefühl in sich vereinigt, kommt vorübergehend der alte Quäkergeist wieder zum Durchbruch.

Gerettet wurde das Quäkertum vor der völligen inneren Verarmung durch den Evangelikalismus, der vor 100 Jahren eindrang. Stephen Grellet, Elisabeth Fry und ihr Kreis sind Exponenten des Evangelikalismus, nicht eigentlich des Quäkertums. Ihre Lehre war mehr paulinisch-reformatorisch als quäkerisch. Aber sie brachten das Quäkertum wieder in lebendigen Kontakt mit der urchristlichen Tradition und halfen ihm sich selbst wieder finden. Es kam zunächst zu Spaltungen und theologischen Streitigkeiten; aber man lernte sich wiederverstehen, je mehr man bewußt zu den ersten Anfängen zurückkehrte. Der Tag scheint nicht fern, wo die getrennten Brüder sich wieder vereinigen werden.

Nach 50 Jahren fast unbeschränkter Herrschaft wurde die evangelikale Richtung Ende des vorigen Jahrhunderts abgelöst durch eine neue Bewegung, in der die Renaissance des ursprünglichen Quäkertums ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht hat. Ihr Prophet ist John Wilhelm Rowntree. Ausgerüstet mit der ganzen Bildung seiner Zeit, hat er erst nach schwerem inneren Ringen mit den naturwissenschaftlichen und historischen Problemen der Gegenwart den Frieden seiner Seele gefunden. An der deutschen historisch-kritischen Forschung geschult, bahnte er in seinen Kreisen zum erstenmal ein tieferes geschichtliches Verständnis der biblischen Offenbarungsurkunden an; aus der Versenkung in das ursprüngliche Quäkertum schöpfte er aber die Kraft, den bloßen Historismus zu überwinden und zu neuer Tat zu begeistern. An religiöser Tiefe und suggestiver Kraft überragt er noch heute alle anderen Quäker. Auf allen Gebieten offenbart er sich als der schöpferische Geist; mit genialem Blick hat er namentlich die religiöse Erziehung des Quäkertums reformiert und neu organisiert. Ich brauche nur den Namen Woodbrooke zu nennen*). Er war ein glänzender Publizist, nicht nur seine „Aufsätze und Reden" **), auch die Jahrgänge seiner Zeitschrift Present Day Papers stehen auf einer erstaunlichen Höhe. Er starb im Alter von 37 Jahren in der Blüte seiner Kraft, herausgerissen aus einem Leben voll großer Hoffnungen und Entwürfe. Kaum zehn Jahre waren verflossen, seit beim Eintritt der völligen Erblindung der Ruf Gottes zu ihm kam; aber in dieser kurzen Zeit hat er mehr gearbeitet als die Anderen alle, um den Geist der ersten Zeugen wiederzuerwecken.

5

Es ist bemerkenswert, daß die Anregungen John Wilhelm Rowntrees auf allgemein theologischem Gebiet — abgesehen natürlich von der wissenschaftlichen Erforschung der Quäkergeschichte — am wenigsten nachhaltig gewirkt haben. Es erscheinen ja noch immer wertvolle Arbeiten aus dem Kreise seiner einstigen Freunde und Kampfgenossen, aber die junge Generation ist wenig theologisch interessiert. Für die Quäker bedeutet die Hinwendung zu modernen Ideen nicht in demselben Sinne einen Bruch mit der Vergangenheit wie für uns. Während wir unsere beste Kraft verbrauchen, um die Kluft zwischen dem Erbe der Väter und unseren neuen Erkenntnissen zu über-

*) Quäker-College in England.

**) Essays and Addresses. London 1906. Deutsche Übersetzung in Vorbereitung. Derselbe: Palaestina Notes and other Papers. London 1906.

brücken, ist man dort auf dem Umweg über das Neue erst zum rechten Verständnis und Einklang mit dem Alten gekommen. Während es für uns heißt: „Wir alle leben von Vergangenem und gehen an Vergangenem zu Grunde", jubelt man dort in ungebrochenem Kraftgefühl: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!"

Was John Wilhelm Rowntree predigte, wurde nicht zum theologischen Begriff, sondern zur Tat. Wie ein brausender Bergstrom hat das verjüngte Quäkertum die Dämme überflutet und sich freie Bahn geschaffen. Vieles, was lange Zeit als das äußere Kennzeichen des Quäkertums galt, die altmodische Quäkertracht, das Duzen, das Aufbehalten des Hutes wurde, weil es eine leere Form geworden war, in die Rumpelkammer gestellt. Auch wo man heute noch pietätvoll die alten kirchlichen Formen bewahrt, ist man doch grundsätzlich zum Universalismus, zur kirchlichen Entschränkung der Ursprungszeit zurückgekehrt. Man fühlt sich nicht mehr als „besonderes Volk", als Sekte, sondern als Wegbereiter einer weltumfassenden Gemeinschaft, die alle Menschen guten Willens einschließt.

Das Quäkertum erlebt gegenwärtig seine zweite Jugend. Überall regen sich neue Keime, immer grenzenloser werden die Ziele. Im Mittelpunkt stehen die Erziehungsfragen, die soziale Frage, der Kampf wider die Sünde im öffentlichen Leben, das Ringen um eine christliche Ethik für die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse, das Problem des wahren Völkerbundes und ewigen Völkerfriedens. Es ist erstaunlich, mit welcher Unbefangenheit, Originalität diese Fragen angefaßt werden, aber auch mit wie großem sittlichen Ernst, nüchternem Tatsachensinn und sieghaftem Glauben. In schweren Wettern reift nun die Saat.

6

Es war der Weltkrieg, der nach Gottes Fügung dem Quäkertum die Feuerprobe bringen sollte. Und wie wurde sie bestanden! Das Martyrium der militärpflichtigen jungen Quäker, der gewaltige Aufschwung der Arbeiterbewegung unter der geistigen Führung des Quäkertums, das große Liebeswerk während des Krieges und vor allem nachher, das aufrichtige, durch keine Enttäuschung zu ermüdende Bemühen, die zerrissenen Bande zwischen den Völkern wieder anzuknüpfen — das alles redet eine unmißverständliche Sprache. Und nun, nachdem sie alles für uns getan haben, stehen sie vor den Unzähligen, die durch sie den Glauben an die Menschheit wiedergewonnen haben und nun auch die Hilfe aus der innersten Not von ihnen begehren, mit der bangen Frage: Was können wir schwache Menschen noch für euch tun? Sie stehen hilflos und ratlos wie wir den ungeheuren Fragen der Gegenwart gegenüber; aber sie wissen von einem inneren Licht, das den aufrichtig Suchenden gegeben ist, und von dem Geist, der in alle Wahrheit leitet. Sie sind keine großen Theologen, die alles besser wissen, sondern fassen uns brüderlich an der Hand und stellen sich tapfer an unsere Seite, wenn wir irre geworden sind an der sogenannten christlichen Kultur unserer Tage, wenn wir, zerbrochen und zertreten und doch gläubig den Weg Gottes zu einer neuen besseren Zukunft suchen. Sie wollen nicht Seelen fangen, sondern unter allerlei Volk, unter den Vereinsamten und Verbitterten, unter den Suchenden und Verzweifelten, neuen Glauben und neue Liebe wecken. Kein Wunder, daß in diesen Tagen so viele bei den Quäkern ihr Heil suchen.

Wer sie aber recht verstehen will, der bedenke: Sie wandeln und stellen allen Wandel der Welt unter Gottes Gericht; und Alles, was sich diesem Gericht, das nach den höchsten Maßstäben mißt, nicht unterstellen will, erscheint ihnen, und wäre es noch so sympathisch und menschlich liebenswürdig, als vorquäkerisch, als Ahnung, aber nicht Erfüllung.

Marburg Theodor Sippell

Die Weltkonferenz der Kirche Christi für Glaube und Verfassung (faith and order)

2. Die praktische Arbeit der Weltkonferenz

Gardiners Bemühungen war es zu danken, daß nach zehnjähriger Vorbereitung im Jahre 1920 die Präliminarkonferenz in Genf zusammentrat, beschickt von 84 Kirchengemeinschaften, anglikanischen, griechisch-katholischen und protestantischen aller Denominationen. Die Verhandlungen, die im Geist einer verheißungsvollen Einmütigkeit geführt wurden, wiesen die gewaltigen Gegensätze auf, die auf dem Boden dieser Konferenz aufeinanderstoßen. Aber schon, daß man gewillt war, in friedlicher Gesinnung diese Gegensätze voreinander auszubreiten und zu besprechen, ist ganz entschieden etwas Großes — aus einem neuartigen Solidaritätsbewußtsein erwachsen, das eine neue Periode in den gegenseitigen Beziehungen der Kirchengemeinschaften zueinander einleiten kann. Das ist eine grundsätzliche Einsicht, die leider noch nicht von allen Gliedern der Kirche Christi so bejaht wird, wie es die gegenwärtige Zeitlage erforderte. Rom steht abseits und widersetzt sich in allen seinen offiziellen Äußerungen dem neuen Geist. Wer die Starrheit der Römischen Katholizität kennt, darf sich darüber nicht wundern. In der Ausschließlichkeit seiner Ansprüche liegt es begründet, daß die Andern nur als Ketzer und Abtrünnige, niemals aber als Gleichberechtigte anerkannt werden können. Doch diese grundsätzliche Einstellung wird nicht verhindern, daß auch in katholischen Kreisen das Bewußtsein von der Notwendigkeit eines überkonfessionellen Zusammenhangs wächst und auch seinerseits zur Stärkung der Einigungsarbeit beiträgt. Es braucht nur an den Namen Marc Sangnier erinnert zu werden, um die Richtung anzudeuten, in der diese Auseinandersetzung erfolgen wird.

Man darf natürlich den einmütigen Verlauf der Genfer Tagung nicht übermäßig verherrlichen, denn da gleichsam von allen Seiten nur vorsichtig vorgefühlt wurde, ohne die Unterscheidungslehren zu begründen, war auch kein Grund zur Uneinigkeit gegeben. Die Gruppen, die einen katholischen Kirchenbegriff vertreten oder doch einem solchen nahestehen, haben mit besonderem Nachdruck die Notwendigkeit einer sichtbaren Kircheninstitution betont. Das ist durchaus verständlich und wird solange nichts Gefahrvolles enthalten, wie die evangelischen Gruppen mit Energie das Korrektiv einer in persönlicher und freier Gemeinschaft erstarkten Frömmigkeit darbieten und sich der stärkeren kirchlichen Macht gegenüber zu behaupten wissen. Vor einer Verwischung der Spannung zwischen sichtbarer und ewiger Kirche, zwischen Kirche und Reich Gottes wird immer gewarnt werden müssen.

Ein weiterer Konfliktpunkt bildete sich um die verschiedenartige Wertung des geistlichen Amtes. Es ist nicht zu verkennen, daß auch hier der anglikanisch-episkopalistische Block durch seine geschlossene Auffassung von der Einzigartigkeit des geistlichen Amtes rein äußerlich und taktisch genommen eine bessere Stellung innehatte als der Protestantismus, der gerade hier zu einer wirkungsvollen Gesamtauffassung nicht durchgedrungen ist, sondern nur ein Nebeneinander verschiedenartigster Standpunkte kennt. Die Uneinheitlichkeit des Protestantismus kam darin klar zur Anschauung. Anderseits wurde aber den Anglikanern durch die scharfe Ablehnung des historischen Episkopats klar, daß sie die Forderung auf seine Anerkennung nicht überspannen dürfen, wenn es ihnen wirklich um eine Verständigung zu tun ist. Während der Genfer Tagung stand immer noch zu befürchten, wenn man den Berichten folgen darf, daß der Anglikanismus das sogenannte „Lambeth-Viereck" zur Basis der Verständigung über Glaube und Verfassung erheben würde. Es enthält kurz die vier Punkte: 1. Die Bibel ist Glaubensregel, 2. das Apostolikum und Nicänum gelten als Glaubensbekenntnisse, 3. die

beiden von Christus eingesetzten Handlungen, Taufe und Abendmahl, gelten als Sakramente, 4. der historische Episkopats ist anzuerkennen. Im Zusammenhang hiermit war von Anglikanern vorgeschlagen worden, die anglikanischen Weihen und damit ihre Auffassung vom geistlichen Amt zur allgemeinen Annahme zu bringen. Man braucht nicht zu zweifeln, daß dieser Vorschlag einer lauteren Gesinnung entsprang, aber er hätte doch seiner tatsächlichen Wirkung nach einen Mißbrauch der Vermittlerrolle bedeutet, die der Anglikanismus auf Grund seiner historischen Stellung auszuüben berufen ist. Die Entwicklung hat jedoch gerade an diesem Punkte gezeigt, daß der anglikanischen Kirche wirklich an einer Verständigung gelegen und sie bereit ist, anderen Kirchengruppen Zugeständnisse zu machen. Man hat der protestantischen Auffassung weitgehend Rechnung getragen. 1920 forderte man nur ein Amt, das den Auftrag der Gesamtkirche besäße, und neuerdings ist man sogar soweit gegangen, den verschiedenen Formen des Amtes, so z. B. dem Bischofsamt und dem Presbyteriat, gleichberechtigte Anerkennung nebeneinander zu geben.

Ein internationaler Fortsetzungsausschuß unter dem Vorsitz des Bischofs Brent (Amerika) wurde in Genf mit der Fortführung der Arbeiten betraut, die ganze Christenheit in zwölf Gruppen eingeordnet, für deren Formung nationalkirchliche und konfessionelle Momente ausschlaggebend waren. Man hat Wert darauf gelegt, daß die Gruppen gesinnungsmäßig einheitlich seien. Für die Bearbeitung des Konferenzstoffes wurde die Abhaltung von Teilkonferenzen in allen Ländern gewünscht, vor allem die intensive Arbeit in kleinen Studienzirkeln, die sich stets aus Vertretern verschiedener Kirchen- und Bekenntnisgruppen zusammensetzen sollen. In der Empfehlung solcher kleiner Studiengemeinschaften spricht sich ein ganz modernes Arbeitsprinzip aus. Auf diesem Wege kann wirklich Wertvolles geleistet werden. Auf demselben Prinzip beruht es, wenn der große Ausschuß eine kleinere Kommission einsetzte, den sogenannten Themaausschuß, der die konkrete Stoffdarbietung für die Weltkonferenz vorbereiten sollte. Diesem Ausschuß gehört von deutsch-reformierter Seite D. Lang (Halle) an; außer ihm arbeiten noch je ein Vertreter der anglikanischen, griechisch-katholischen, presbyterianischen, kongregationalistischen und methodistischen Kirchengemeinschaften mit. In kurzer Folge wurde eine Reihe von Fragebogen ausgegeben, in denen als Hauptgegenstände christlicher Lehre und kirchlicher Verfassung Glaubensbekenntnis, geistliches Amt, Sakramente, Kirche und Christliche Sittlichkeit behandelt sind. Die Gestaltung der Fragen sucht gerade die kontroversen Gesichtspunkte zu erfassen und gibt somit Gelegenheit den konfessionellen Standpunkt im Einzelnen klar herauszuarbeiten. Die aus der ganzen Welt eingehenden Antworten (wenige nur aus Deutschland) werden gesichtet, systematisiert, in Berichte zusammengefaßt, die dem Fortsetzungsausschuß und der Weltkonferenz zur weiteren Beratung vorgelegt werden sollen.

Das Sekretariat der Weltkonferenz (P. O. Box 226, Boston Mass. U. S. A.) sendet jedem Interessenten auf Anforderung Drucksachen und die eben genannten Fragebogen zur Kenntnisnahme. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich auch in Deutschland solche theologische und kirchliche Studienzirkel bildeten, die mit ihrem Wissen und ihrer Erfahrung die Arbeit unterstützten. Mit wenigen Ausnahmen ist seither die anglikanische Kirche in der Weiterarbeit am rührigsten gewesen. Auf Teilkonferenzen in England, in vielen Gegenden des englischen Kolonialreiches und in Amerika sind die Fragen von faith and order besprochen worden. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die Verhandlungen der englischen Staatskirche mit den Freikirchen. Daß sie zu bedeutsamen Zugeständnissen der Anglikaner führten, ist bereits erwähnt worden. Neuerdings fanden in Amerika Besprechungen der Anglikaner mit den Presbyterianern statt, die gleichfalls, wie berichtet wird, zu einer Annäherung geführt haben. Man hatte ursprünglich gehofft, die Weltkonferenz auf das gleiche Jahr wie die Stockholmer Konferenz — also 1925 — einberufen zu können. Doch die umfangreichen Vorarbeiten, vor allem die in der Arbeit selbst liegenden Schwierigkeiten machten eine Verlegung bis zum Jahr 1930 notwendig. Und es ist gut so. Denn die Beratungen über die Lehr- und Verfassungsfragen brauchen nicht übereilt zu werden. Man will die Ergebnisse der Stockholmer Tagung abwarten, die sicherlich auch für den Weitergang der theologischen Einigung von Bedeutung sein werden, denn ethische Erkenntnisse sind immer von dogmatischen Erwägungen beeinflußt gewesen. Es wäre auch denkbar, daß bis zum Jahre 1930 eine Gesamtprotestantische Konferenz — etwa nach dem Vorschlag von Professor Hermelink 1929 in Marburg zur Erinnerung an das Marburger Religionsgespräch — die schwebenden dogmatischen und ethischen Unterscheidungslehren zwischen den protestantischen Gruppen zur Klärung und zum Ausgleich geführt hätte. Letzteres ist allerdings eine sehr notwendige und wichtige Voraussetzung für das Gelingen der ökumenischen Weltkonferenz. Denn nur auf diesem Wege könnte der Protestantismus dort seine Kraft einheitlich zum Einsatz bringen. Jedenfalls läßt sich bis heute die Entwicklung der Arbeit auf der lehrhaften Grundlage von faith and order noch nicht voraussagen. Das sollte man allgemein bei der Erörterung der Einigungsaussichten zum Ausdruck bringen, um sich nicht durch allzu frühe Voraussagen oder Realisationen, auch Ablehnungen den Weg zu verbauen oder eine Annäherung wirksam zu erschweren. Daß Energien in Bewegung gesetzt sind, wie wir sie jedenfalls in diesem Umfang in unseren Zeiten noch nicht erlebt haben, sollte man billigerweise überall anerkennen. Niemals darf jedoch — und das müssen sich alle Mitarbeiter sagen — die Aussicht auf Erfolg oder Mißerfolg eine Bewegung in ihrer Entfaltung hemmen, wenn sie auf dem Gebot des Glaubens begründet ist und ihre Weisungen aus ernstem Gebetsleben zu empfangen sucht. Mit dieser Unterordnung unter die Pläne Gottes rückt alle menschliche Arbeit an die ihr zukommende Stelle. Was Bischof Brent in Genf sagte: „Es ist nicht ein menschlicher Plan eine solche Konferenz zu halten, sondern Gott will den Tag herbeiführen, nach dem sich die Menschen sehnen. ... Gottes heiliger Geist ist die Macht über uns. Wir müssen mitarbeiten", will ernst genommen werden. In dieser Gesinnung, die sich Gott verpflichtet weiß, aber auch nur in ihr, ruht die Verheißung für alle Einigungsarbeit.

3. Die Frage der deutschen Mitarbeit

Für das Gelingen der Konferenz ist die Mitwirkung aller oder doch der meisten christlichen Kirchengemeinschaften in allen Ländern unbedingt erforderlich. Dieses Ziel ist noch nicht erreicht. Abgesehen von der römischen Kirche, die sich ja grundsätzlich von jeglicher Einigungsarbeit im modernen Sinn fernhält, gibt es auch noch eine Reihe von protestantischen Kirchengruppen, die abseits stehen. Ich kann das nur auf einen Mangel an ökumenischem Bewußtsein zurückführen und finde auch an diesem Punkt bestätigt, was sich mir sonst schon im praktischen Amt aufdrängte, daß das konfessionelle Bewußtsein — dessen Berechtigung unbedingt zu bejahen ist — unter Umständen in verhängnisvoller Weise der Feind des ökumenischen ist und damit in einen absoluten Gegensatz zum urchristlichen Werden tritt. Es braucht nicht so zu sein, aber es ist in Wirklichkeit vielfach dahin gekommen. Der ökumenische Sinn hat brach gelegen, ist nicht entwickelt und noch weniger praktisch betätigt worden. Daß sich die Christenheit damit selbst eines Kapitals von Lebenskräften beraubt, ist mir unerschütterliche Gewißheit. Ich kann sehr wohl die Bedenken verstehen, die man von konfessioneller Seite gegen die Einigungsarbeit im Sinne von

faith and order erhebt. Ich halte sie sogar teilweise für berechtigt. Aber daß man sich deshalb gegen eine Zusammenarbeit grundsätzlich sperrt, ist unverständlich. Zum mindesten sollte man ein informatorisches Verhältnis zur Konferenz einnehmen, oder unter Vorbehalt, wenn es nicht anders geht, die Mitarbeit zusagen, zumal die Teilnahme an der Weltkonferenz zu nichts verpflichtet.

Leider gehört zu den Gruppen, die bisher noch in keinem Verhältnis zu der Konferenz stehen, auch der Deutsche Evangelische Kirchenbund. Keine der angeschlossenen Landeskirchen hat sich bisher beteiligt. Man hält vielfach in offenkundiger Unkenntnis der ernsthaften Kräfte die Bewegung für anglikanische Mache und stellt immer wieder diejenigen, die das Programm von faith and order zum mindesten für diskutabel erklären, als romantische Träumer hin. Eine erste Fühlungnahme zwischen Gardiner und namhaften kirchlichen Persönlichkeiten in Deutschland wurde im Jahre 1914 angebahnt, aber durch den Ausbruch des Krieges vereitelt. 1919 suchte er sofort wieder anzuknüpfen und lud zur Mitarbeit ein, fand aber keine Gegenliebe. Es kam zu jener vielerörterten Ablehnung durch den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß. Sie stand noch ganz und gar unter dem Eindruck der schweren nationalen Demütigung von Versailles. Der Einigungswille wird zwar anerkannt, aber für die Inangriffnahme der praktischen Arbeit — und das ist doch die Hauptsache — die deutsche Unterstützung verweigert. Daß angesichts des immer stärker werdenden ökumenischen Einigungswillens in der Christenheit dieser Standpunkt nicht festgehalten werden konnte, mußte jedem Einsichtigen von vornherein klar sein. Daher wäre es taktisch wohl klüger gewesen, unter Wahrung des deutschen Standpunktes die Hand zur Arbeit zu reichen. Die Verquickung von nationalpolitischen Erwägungen mit der christlichen Forderung ist nicht unter allen Umständen glücklich, jedenfalls aber immer unglücklich, wenn sie als Ergebnis Unversöhnlichkeit zeitigt.

Späterhin ist dann die Ablehnung mit der den deutschen Kirchen eigentümlichen Einstellung zur Bekenntnisfrage überhaupt motiviert worden. Da sie selbst untereinander keine festumrissene Stellung zum Bekenntnis hätten und nicht gewillt seien zur Stunde die Bekenntnisfrage in ihren eigenen Reihen aufzuwerfen, könnten sie auch nicht an einer Bewegung teilnehmen, die in erster Linie die Bekenntnisprobleme behandele. Diese Ausflucht ist nicht stichhaltig, da für die Teilnahme keinerlei unüberwindlichen bekenntnismäßigen Bindungen verlangt wurden. Unsere Einstellung zu den Problemen würde dem Grundprinzip der Konferenz entsprechend in keiner Weise angetastet. Außerdem hat man der besonderen konfessionellen Lage in Deutschland Rechnung tragend eine Sondergruppe unter der Bezeichnung „evangelisch-uniert" geschaffen, die augenblicklich durch D. Siegmund-Schultze vertreten wird. Weiterhin sollten die Deutschen noch den Gruppen der Reformierten und Lutheraner zugeordnet sein. Die Interessen der deutschen Reformierten vertritt seit langem D. Lang, dagegen ist es meines Wissens noch nicht gelungen D. Ihmels, der für die lutherische Vertretung vorgeschlagen war, zu gewinnen. Abgesehen von einzelnen Persönlichkeiten versagt die deutsche Kirche nach wie vor jede offizielle Mitarbeit, wenn sie auch ihr Interesse an der Einigungsarbeit inzwischen wirksam bekundet hat. Ganz unzureichend ist die Auffassung, die man gleichfalls von kirchlicher Seite zu hören bekam, die deutschen Landeskirchen brauchten oder könnten sich nicht an der Weltkonferenz beteiligen, da sie bereits ihre ganze Kraft der Bewegung für praktisches Christentum zugewandt hätten, indirekt auch an der Arbeit des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen beteiligt seien und im Zusammenhang stünden mit der Allgemeinen protestantischen Hilfsaktion, mit Bewegungen also, die ausschließlich oder doch vorwiegend protestantischen Charakter trügen und den deutschen Verhältnissen entsprechender wären. Für die Hilfsaktion trifft zu, daß sie eine gesamtprotestantische Angelegenheit ist. Aber die anderen Bewegungen einseitig für den Weltprotestantismus in Anspruch nehmen zu wollen, muß abgelehnt werden. Es fehlt eben an dem Verständnis für die echte Ökumenizität der in Frage stehenden Bemühungen. Man sieht ferner nicht, daß sich die vier Einigungslinien gegenseitig gar nicht schneiden oder irgendwie stören und unwirksam machen. Im Gegenteil, sie ergänzen sich. Man sieht endlich nicht — und das ist für mich das Ausschlaggebende —, daß wir das uns anvertraute Erbe, die germanisch-slawische Ausprägung der evangelischen Idee, verraten, wenn wir sie sorgsam nur für uns hüten, ohne sie mit voller Energie und Überzeugung in die Wagschale der großen Auseinandersetzungen zu werfen. Die allgemeine Christenheit hat ein Anrecht darauf, zu wissen, wie die Kirche in Deutschland über die Fragen von Glaube und Verfassung denkt.

Damit komme ich auf eine Gefahr, die der allgemeinchristlichen Bewegung für Glaube und Verfassung droht, wenn wichtige Gruppen der Christenheit sich fernhalten.

Es wird dahin kommen, daß die Anglo-Amerikaner das stärkste und tätigste Kontingent stellen und der Anglikanismus, seither bereits das beherrschende Element in der Bewegung, für die Folgezeit die Führung überhaupt an sich zieht. Das zeigt sich deutlich in der Art, wie Einige versuchten die Einigungsgrundlage, die von der Lambethkonferenz ausgearbeitet war, auch zur Basis für die Verhandlungen von faith and order zu machen. Doch die anglikanische Gefahr darf nicht übertrieben werden. Mit Recht hat D. Lang in seiner Stuttgarter Rede (Verhandlungen des Weltbundes S. 27) hervorgehoben, daß es die bischöfliche Kirche der Vereinigten Staaten, nicht die Staatskirche Englands sei, von der die Bewegung getragen werde. Es besteht durchaus ein Unterschied zwischen beiden. Die amerikanischen Anglikaner scheinen entschieden evangelischer zu empfinden als die große Mehrzahl der englischen, in deren Mitte eine stark ritualistische, nach Rom hinneigende Gruppe Einfluß besitzt. Doch sowohl die Verhandlungen der Copeckonferenz als auch die neuerdings mit den Protestanten gepflogenen Besprechungen haben gezeigt, wieviel Verständnis für die protestantischen Gruppen auch in England vorhanden ist. Von hervorragenden Vertretern des Anglikanismus ist zudem immer wieder gesagt worden, daß er sich nicht als Grundlage der wiedervereinigten Kirche ansehe, daß auch er nicht die Fülle der Kirche Christi anschaulich machen könne und den Willen habe, von anderen zu lernen. Alle diese Erklärungen sind aufrichtig gemeint. Freilich, die englische Staatskirche gibt sie ab und der Pananglikanismus stellt eine imponierende kirchliche Weltmacht dar, die sich neben Rom sehr wohl sehen lassen kann und gewiß immer bestrebt sein wird, das englische Prestige nach Möglichkeit zu mehren. Das will immerhin überdacht sein.

Darum muß die protestantische Position mit Entschiedenheit gewahrt und zur Darstellung gebracht werden. Die Bewegung muß allgemeinchristlich und vor allem religiös bleiben, sie muß vor allen Abirrungen ins Politische nach Möglichkeit bewahrt werden. Man kann nicht leugnen, daß im Hintergrund der ganzen ökumenischen Einigungsarbeit politische Faktoren irgendwie mitspielen. Sie werden sich nie nicht ganz ausschalten lassen, aber man soll dafür sorgen, daß sie „gebunden" bleiben. Die Beteiligung der Ostkirche allein kann den ökumenischen Charakter der Weltkonferenz nicht wahren. Ob durch sie eine Stärkung der protestantischen Position zu erwarten ist, steht vorläufig noch dahin. Unmöglich ist es nicht, wenn man an moderne Strömungen innerhalb der orthodoxen Kirche denkt. Darum muß im gesamtprotestantischen und ökumenischen Interesse eine Teilnahme der Kirche in Deutschland gefordert werden. Zudem: wir beschweren uns

häufig, daß man im Ausland der deutschen Stellung nicht Rechnung trägt, daß man uns wie eine quantité négligeable behandelt. Wenn wir selbst uns die Gelegenheiten entgehen lassen, wo wir unser Recht, unsere deutsche Auffassung des Evangeliums, das Erbe Martin Luthers vor dem Forum der Christenheit vertreten können, verdienen wir es nicht besser. Um so dankbarer muß man den wenigen Männern sein, die aus dieser Verantwortung heraus inoffiziell an der Konferenz mitarbeiten. Interessant war mir als Meinungsäußerung eines namhaften deutschen Lutheraners zu hören, daß eigentlich die Arbeit im Sinne von faith and order mehr der Eigenart des Luthertums entspreche als die Mitarbeit bei der sozialethischen Arbeit Söderbloms. Möchte das — allgemeine Anschauung in Deutschland werden, ohne die Mitwirkung bei den praktischen Problemen zu stören.

Man wird über den endlichen Erfolg dieser Bemühungen denken können, wie man will. Er steht zudem gar nicht in unserer Hand. Daß die Grundgedanken, die zur Einigungsarbeit hindrängen, echt evangelisch sind, kann Niemand leugnen. Gewiß dürfen wir uns von menschlichen Anstrengungen nicht allzu viel versprechen. Das darf aber nicht hindern, den Aufruf zu verstehen, der heute an alle Teile der Kirche Christi ergeht auf Grund der erschütternden Ereignisse, die wir alle miterlebt haben.

Frankfurt a. M. René H. Wallau

Handschriftenkunde im theologischen Studium

Von ganz verschiedenen Seiten melden sich sehr verschiedenartige Anforderungen an die Theologie und das theologische Studium. Wir können uns darüber nur freuen. Denn gerade in den wachsenden Ansprüchen, die aus den immer reicher und vielgestaltiger sich offenbarenden oder in ihrer tieferen Verwurzelung jetzt erst erkannten Lebensnotwendigkeiten an sie gestellt werden, erweist sich das starke Zutrauen, daß die Theologie ihre großen Aufgaben als große Lebens- und Bildungsmacht in der Kirche und im gesamten geistigen Leben wird weiterhin erfüllen können. Ob sie das vermag, muß sich eben darin zeigen, wie weit sie jenen Forderungen genügen wird.

Es ist selbstverständlich, daß ich, wenn ich mich hier zum Sprecher mache, nur darauf den Finger lege, was in dem von mir genauer überblickten Gebiete liegt und was die hier gewonnene Erfahrung mir auszusprechen zur Pflicht macht. Und auch darüber will ich von Anfang an keinen Zweifel lassen, daß es sich durchaus nicht um Entbehrliches, sondern um Wichtiges, vielmehr Nötiges handelt, in dem Sinne, daß der Pfarrer, wenn er sein Amt antritt, die Ausbildung haben soll, die für die Erfüllung seiner Amtspflichten notwendig ist. Wenn das, was ich versäumt sehe, in den Bereich des Notwendigen gehört, so kommt es nicht darauf an, ob es von größerer oder geringerer Bedeutung ist. Das Notwendige muß eben getan werden, und das Kleine mit derselben Gewissenhaftigkeit wie das Große. Ich weiß, daß, was ich hier zur Sprache bringe, geringfügig ist, gemessen an den großen unmittelbaren Aufgaben des Pfarramts. Aber dieses Geringfügige erscheint mir notwendig. Aus dieser Überzeugung habe ich in diesen Blättern (1923, Nr. 31/32, Sp. 333 ff.) im Abdrucke eines Vortrags über die kirchliche Kunst in der Ausbildung und Fortbildung des evangelischen Religionslehrers und Theologen auf eine besonders fühlbare Lücke hingewiesen. Eine andere in der theologischen Vorbildung, für Manche wohl überraschend und nicht sogleich in ihren Folgen erkennbar, sei hier aufgezeigt: die Handschriftenkunde.

Für den Pfarrer wie für die Gemeinde, für die Kirche wie für die Wissenschaft ist es notwendig, daß der Pfarrer sein Pfarrarchiv gründlich kennt, die Urkunden und Akten, insbesondere die alten Kirchenbücher mit ihren geschichtlichen Aufzeichnungen versteht, um auch Nachforschenden Auskunft geben kann, und daß er die geschichtlichen Dokumente seiner Gemeinde, auch wo sie in anderen Archiven verwahrt werden, zu benutzen wisse. Das ist ihm anvertrautes Gut, mit dem er lebendig arbeiten soll. Es ist doch eigentlich selbstverständlich, daß er sich mit der Geschichte seiner Gemeinde ganz vertraut macht — ich denke zunächst an die Landgemeinden: wie mag er diese sonst wirklich verstehen? — und sie lebendig und fruchtbar zu machen sucht. Wie kann er aber die lebendigen Zusammenhänge darstellen, wie vermag er Leben wieder zum Leben zu rufen, wenn er die lebendigen Zeugnisse, die Stücke des lebendigen Geschehens selber, nicht zu deuten vermag? Am Lesen und Verstehen der Dokumente ist auch die geschichtliche Arbeit im größeren Zusammenhang unmittelbar beteiligt. Warum liegt die örtliche Kirchengeschichte so im Argen? Doch nur, weil die einzelnen Bausteine nicht zugerichtet sind, aus denen sich das Größere fügt. Es fehlt viel an Einzelfeststellungen auf allen geschichtlichen Gebieten, und ohne die sorgfältige Klein- und Kleinstarbeit, die das Tatsächliche herbeibringt, kann nun einmal solide Wissenschaft sich nicht bauen. Es fehlt viel für das Mittelalter, fast noch mehr für die neueren Perioden. Lange hat es gedauert, bis wir eine umfassendere Übersicht über die Einführung der Reformation erhalten haben. Wie viel fehlt aber auch noch für dieses Zeitalter! Weniger im Einzelnen deutlich ist das Bild der Orthodoxie und ihrer kirchlichen und geistigen Auswirkung. Wie wenig wissen wir noch an örtlichen Daten und Schilderungen vom Pietismus und der Aufklärungszeit! Was in kleineren und geschlosseneren Verhältnissen, wie in Württemberg, schon durchgearbeitet ist und überblickt werden kann, fehlt im weitern Umkreise, ehrenwerte Ausnahmen natürlich abgerechnet, ganz oder doch zum großen Teile. Man sehe doch einmal die einzelnen periodischen Organe durch. Trotzdem einzelne in stattlichen Reihen sich darstellen, wie vieles nur Vereinzelte, wie vieles lückenhaft! Und mir scheint, daß wir eher zurück, als vorwärts gekommen sind und daß wir bei der wachsenden Abneigung gegen das „Historische" auch hier immer weiter zurückkommen werden.

Ob hier nur das Gesetz regelmäßiger Abwandlung zutage tritt? Oder liegt nicht eine Erklärung auch darin, daß eine ganz einseitig literarische, zu abstrakte oder die äußeren Daten überhäufende, bloß auf den Intellekt eingestellte Behandlung der Geschichte und damit die Vernachlässigung des konkret Anschaulichen das wirklich lebensvolle Verstehen und den unmittelbaren Wert der unmittelbaren Zeugnisse des geschichtlichen Lebens zurückgeschoben hat? Es fehlt den jungen Theologen die Anschauung. Ihre Antworten in den Seminaren, die Kenntnisse und Urteile unserer Kandidaten in den Prüfungen zeigen es immer wieder und überall, an welcher Universität oder an welchem Examensorte auch in weitem Umkreise darüber die Erfahrungen ausgetauscht worden sind. Unsere Praktiker bestätigen es uns auch aus den Examenspredigten und Katechesen. Hier fehlt noch mehr als bloß das Konkrete, was die Praxis allein geben kann. Es fehlt die Anschauung, die äußere und die innere. Es wird zuviel über die Dinge geredet, gehört und gelesen, und viel zu wenig sieht man die Dinge und läßt sie selber ihre Sprache reden. Deshalb möchte ich, ebenso zur Förderung der eigentlich kirchengeschichtlichen Erkenntnis als eines volleren Verstehens lebensgeschichtlicher Erscheinungen überhaupt, all das mit viel mehr Nachdruck in der Vorbereitung des Pfarrers für sein Amt verwertet wissen, was Anschauung geben kann. Ich sage mit Absicht: Alles. Wir müssen wirklich Alles und Jedes hervorziehen, was hierfür nützlich ist, um aus der Einseitigkeit unseres Lehrens und Lernens herauszukommen. Wir haben ja auch wenigstens einige große geschichtliche, auch kirchengeschichtliche Meisterwerke, die gerade auch demgegenüber ihre geschlossene lebendige Größe kund machen, die aber eben

darin noch viel zu wenig von unserer Zeit verstanden werden: die Anschauung zu pflegen, um Anschauung zu lernen und weiterzugeben, die äußere, wie, von dieser angeregt und unterstützt, die innere Anschauung, die in ganz anderem Umfange und in klaren Zügen sich wieder neu bilden soll.

Zu den äußeren Mitteln der geschichtlichen Anschauung gehören wie die bildlichen so die handschriftlichen Denkmäler. Beides gehört für eine wirklich konkrete Betrachtung, für ein volles, rundes Anschauungsbild zusammen. Das Eine ergänzt das Andere. Ohne Inschriftenkunde kein ausreichendes Verständnis der Bau- und Bilddenkmäler. Ohne die Kenntnis der Handschriften aber kein Verstehen der — im weitesten Sinne einbezogenen — Schriftdenkmäler. Wie kann man Überlieferung und Kritik des Bibeltextes verstehen, wenn man nicht Bibelhandschriften oder wenigstens Nachbildungen eingesehen hat? Wie kann man sich von Luthers Bibelübersetzung eine ausreichende Vorstellung machen, ohne das handschriftliche Original, sei es auch nur in einer Photographie betrachtet zu haben? Oder wer kann Zinzendorfs dichterisches Schaffen sich deutlich machen, etwa in der Entstehung seines wie aus Einer großen schöpferischen Erhobenheit, so scheint es, vollendet geborenen Liedes „Herz und Herz vereint zusammen", wenn er nicht die überraschend verschiedenen Änderungen der Worte in der Handschrift des Dichters vor sich gesehen hat? Immer wird auch für eine prägnante und geschlossene Anschauung einer charakteristischen Persönlichkeit die gemeinsame Betrachtung von Bildnis und Handschrift von hohem Werte sein, oft von überraschender Übereinstimung oder klarer Ergänzung. Das hatte auch die Romantik im Auge, z. B. schon in der Zeit ihres Ausklingens, in einem der ansehnlichen Werke des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, das Ludwig Bechstein 1859 herausgegeben hat: Die Männer der Reformation; Biographien und Bildnisse „der Heroen an Charakterstärke, genialer Kraft und Heldenkühnheit", „durch Faksimiles von Originalhandschriften auf entsprechende Weise ergänzt", um in dieser Vereinigung „die Macht der Individualität darzustellen, wie sie dem heutigen Geschlechte abhanden gekommen zu sein scheint".

Mit dem Ausgesprochenen habe ich nicht bloß die besonders für die historisch-paläographische Arbeit besonders Begabten oder mit Vorliebe ihr Geneigten im Auge. Solche haben bis jetzt nicht gefehlt, und es ist aller Anerkennung wert, wie sie sich mit großem Eifer in die Handschriften eingelesen haben. Manche haben oft erst im reiferen Alter dazu die Gelegenheit gehabt; die Freundlichkeit eines Archivbeamten hat ihnen wohl meistens die erste Beratung und Förderung zuteil werden lassen. Mit seltenen Ausnahmen gilt es doch aber für diese Männer, daß es richtiger gewesen wäre, wenn sie sich schon auf der Universität in das Gebiet hätten einführen lassen. Natürlich lernt man das hier Nötige am sichersten durch Übung. Aber Vieles lernt sich später doch schwerer, Vieles bleibt zufälliger Gelegenheit überlassen; die methodische Grundsätzlichkeit und Gleichmäßigkeit muß dahinten bleiben. Darum versagen bei schwierigeren Aufgaben oft auch die relativ besten solcher Kräfte. Ein besonders empfindliches Beispiel ist die letzte Ausgabe der ersten Psaltervorlesung Luthers. Der Durchschnitt unserer Studierenden hat aber erst recht eine solche Einführung während der Ausbildungszeit not. Ich betone: nicht um für Spezialforschung ausgebildet zu werden — das bleibe den besonders hierfür Eingestellten überlassen. Aber soviel soll gelernt werden, als Stand und Amt vom protestantischen Pfarrer auch hierfür verlangt: daß er einst wisse, was er vor sich und was er damit anzufangen hat. Es braucht nicht ein Jeder über jedes Schriftstück einen Aufsatz zu schreiben. Wenn er nur das ihm Anvertraute für seine Gemeinde zu verwerten weiß und an der geeigneten Stelle dafür sorgt, daß es seiner Bedeutung entsprechend die rechte Verwendung im größern Umkreise der geschichtlichen Arbeit findet.

Das hierfür Nötige kann mit verhältnismäßig wenig Zeitaufwand während der Ausbildungszeit von Theologen gelernt werden. Für die, welche besondere wissenschaftliche Studien in der Urkundenforschung treiben wollen, wird es natürlich angezeigt sein, sich an besonderen paläographischen und diplomatischen Vorlesungen und Übungen zu beteiligen. Handschriftenkunde der neueren Zeit wird allerdings nur ganz selten von den Historikern angezeigt. Aber das, was für die Mehrzahl unserer Theologen erforderlich ist, kann der Kirchenhistoriker sehr wohl in den Rahmen des theologischen Studiums, sei es im kirchengeschichtlichen Seminar, etwa einmal während zwei oder drei Jahren, oder in einer besonderen Sozietät einfügen. Er muß es nur aus der wissenschaftlichen Praxis heraus und immer in Rücksicht auf den praktisch geistigen Zweck anfassen. Dann wird es ähnlich geschehen, wie mit der Erlernung der seminaristischen katechetischen Technik oder der philologischen Editionsmethodik. Das sieht Alles sehr schwierig und mühsam aus, aber bei herzhaftem Zufassen ist es lange nicht so schwer und zeitraubend, als man es sich vorgestellt hatte. Das Zeitalter der Reformation empfiehlt sich für solche Studien den Theologen am meisten. Sie wollen und sollen zu ihr am stärksten ein unmittelbares Verhältnis haben. Aber auch deshalb eignet es sich besonders, weil es in seinen Anfängen noch die mittelalterlichen, in seinen Ausgängen auch die Ansätze und Übergänge der Schreibformen der neueren Zeit kennen und verstehen lehrt.

Während bis unlängst die Handschriftenkunde höchstens bis in das spätere Mittelalter geführt wurde und eigentlich nur bis zu dieser Grenze ausreichende Tafelproben hergestellt waren, haben wir jetzt eine Anzahl von Hilfsmitteln für die Gebiete der neueren Geschichte. Obgleich nicht alle gleichmäßig und vollständig angelegt, eignen sie sich doch alle für den nötigen Zweck und ergänzen sich einander. Die zwei Bände Handschriftenproben des sechzehnten Jahrhunderts nach Straßburger Originalen 1902 bis 1905 (für Seminarzwecke auch eine Auswahl daraus, 1906), mit Biographien, auf 102 Tafeln 235 verschiedene Hände, geben in fest umschlossenem Kreise doch, entsprechend der gewaltigen Bedeutung der Reichsstadt in der Reformation, aus weiter Peripherie eine sehr vielartige Mannigfaltigkeit; die Veröffentlichungen von Clemen und von Mentz *) bringen, ihrer besonderen Bestimmung gemäß, zahlreicher die Hände der anderen Reformationsgebiete, zumal des sächsischen; und ganz ausschließlich Wittenbergs Handschriftenkunde stellt sich in der Lichtdruckausgabe des Dekanatsbuchs der theologischen Fakultät der Wittenberger Universität dar **), während die Autographen der Reformation Zwinglis in dem schönen Gedächtniswerke der Zürcher Reformation ***) mit deren Bildnissen und den Wiedergaben ihrer literarischen Denkmäler vereinigt sind. Verschiedene dieser Werke wollen mannigfacher Bestimmung dienen, z. B. archivalischen Feststellungen, und sind, wie besonders das Straßburger mit seinen vielen, ungedrucktes Material verwendenden, teilweise sehr ausgeführten biographischen Skizzen auch dem Fachmann nützlich. Alle aber sind für die praktische Verwendung als Unterrichtsmittel geeignet durch die Beifügung der Transskription, die der Ausgabe des Liber decanorum in der Förstemannschen Ausgabe von 1838 schon vorangegangen war.

Vielleicht, daß man solche Studien für recht langweilig hält. Darauf kommt es freilich nicht an. Was nötig ist,

*) Clemen, Handschriftenproben aus der Reformationszeit, 1. Lieferung 1911 (mit 54 Tafeln); Mentz, Handschriften der Reformationszeit, 1912 (mit 50 Tafeln).

**) Liber decanorum. Das Dekanatsbuch der theologischen Fakultät zu Wittenberg. 157 Tafeln. 1923.

***) Ulrich Zwingli, 1919.

muß getan werden. Aber ich kann nach meinen persönlichen Erfahrungen aus den Übungen nur bezeugen, die ich seit zwanzig Jahren alle vier Semester während eines Halbjahrs (wöchentlich 1½ Stunden) über die Handschriftenkunde der Reformationszeit halte (auch in Zürich sind in den letzten Jahren solche Übungen im kirchengeschichtlichen Seminar geleitet worden), daß das volle Gegenteil von langer Weile hier gewaltet hat. Wir nehmen zuerst spätmittelalterliche Drucke zur Hand, um hier die Abkürzungen im Druckbilde lesen zu lernen. Die Studierenden werden hier zugleich näher mit der Bibel bekannt, wie sie Luther benützt hat, und mit ihrem wichtigen Begleitapparate; wir schlagen auch Lyras Kommentar auf und lernen die verschiedene Art der Glossierung im Satzbilde verstehen. Dann geht es an die Handschriften, erst zu den Kanzleischreibern, dann zu den Gelehrten, immer vom Leichteren zum Schwereren. Das Gemeinsame und das Besondere, der Wechsel und Wandel im Einzelnen wie im Gesamtbilde der sich folgenden Menschenalter, und welche Mannigfaltigkeit des Persönlichen im Jahrhundert der Persönlichkeiten! Das Stoffliche, was zur unbedingten Voraussetzung gehört: Papier und Wasserzeichen wird gestreift; die verschiedenen Arten der Schriftstücke, zumal Original und Kopie, die Chronologie, besonders der Heiligenkalender und die Osterberechnung wird dabei in dem bescheidenen nötigen Umfange erörtert. Und wenigstens die allgemeinen Umrisse auch dessen, was eine Edition erfordert, werden angegeben und an einigen ungenügenden wie an einigen, von der übersichtlichen Einleitung bis zum Register vollständigen mustergültigen Ausgaben zur Anschauung gebracht: daß eine Ausgabe etwas anderes ist als bloße Transkription und daß auch sie bei höchster Genauigkeit zum Ausdrucke bringen solle, was die Aufgabe des akademischen Studiums überhaupt ist: das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden; daß das Autograph eines bedeutenden Mannes anders behandelt werden muß als ein Schriftstück von Schreiberhand; daß ein deutscher Text eine andere Behandlung verlangt als ein lateinischer, und welche Hilfsmittel sich bieten für das Spätlateinische wie für die Feststellung des Sprachorganischen in den verschiedenen Schreib- und Sprechformen des Deutschen; daß knappe sachliche Erläuterungen für die Erleichterung der Benützung nötig sind. Das Alles ergibt sich bei der gemeinsamen Beschäftigung Schritt für Schritt und ohne große Mühe. Um so rascher und leichter, je mehr auch die inhaltlichen Werte hierbei berücksichtigt werden.

Auswahl auch des sachlich Wichtigen ist in den genannten Handschriftenwerken, am meisten in dem Straßburger ins Auge gefaßt worden. Ich greife nur Einzelnes heraus: in den Mentzschen Tafeln den Brief des Erasmus an Herzog Georg über die Verzögerung seiner Erklärung gegen Luther; die Erklärung von Schmalkalden und die Unterschriften der Theologen; in Clemens Proben den Brief Römers, in dem die Lutherschen Katechismustafeln zum ersten Male auftauchen; in den Straßburger Lichtdrucken den Brief Wimpfelings über seinen „ketzerischen" Schüler Sturm; dessen Bericht aus dem Bauernkrieg und vom Reichstage in Speier mit der bittern Kritik über die Kurzsichtigkeit und die Selbstsucht der führenden deutschen Stände; die Handschrift des eigentlichen Anfängers der Reformation in Straßburg, Sigismund von Hohenlohe; den Anfang der ersten, noch unbekannten Schrift Bucers; ein wichtiges Blatt aus den Berichten der Straßburger Gesandten vom Reichstage zu Augsburg und das Konzept des Vierstädtebekenntnisses mit den eigenhändigen Korrekturen der Straßburger Theologen über die Fassung der Abendmahlslehre; Proben der ersten evangelischen (handschriftlichen) Straßburger Agende und der ersten Kirchenbücher; Calvins Brief über seine bevorstehende Rückkehr aus Straßburg nach Genf; die Unterschriften der Straßburger Konkordia 1563 und damit die Anfänge des lutherischen Konfessionalismus; den Bericht über Friedrichs des Frommen Stellung zum Heidelberger Katechismus. Erinnert sei noch an die Fülle wichtiger Daten, die in dem Amtsbuche der Wittenberger Fakultät, zumeist in den über einen großen Zeitraum, fast seine ganze Wittenberger Zeit, sich erstreckenden Einträgen von der Hand Luthers und der anderen Gelehrten vor und zu und nach der Reformationszeit sich darstellen. So wird hier in ihrem gesamten Rahmen jene Zeit in ihren großen Bewegungen, Persönlichkeiten und Geschehnissen in unmittelbarer persönlicher Verkörperung anschaulich.

Damit wird auch offenkundig, daß für den Theologen die nötige Beschäftigung mit den handschriftlichen Denkmälern, gerade so wie die mit den bildlichen, nicht etwa eine neue Belastung darstellt, sondern eine Entlastung, und daß diese Bereicherung zugleich eine Erleichterung ist. Der Studierende lernt hier oder befestigt dauernd in seinem Aufnahmevermögen wichtigste Realitäten der Kirchengeschichte, und hier lernt er vieles leichter und sicherer. Welch ganz andere Einstellung, Sicherheit und Lebendigkeit der Auffassung gewinnt er an den urkundlichen Zeugnissen fürs Leben! Er hat sehen, und er hat aus der Quelle selber schöpfen gelernt. Das Unmittelbare des geschichtlichen Lebens hat sich ihm in seiner wirklichen Fülle aufzuschließen begonnen.

Es ist selbstverständlich, daß ich den hier gezeigten Weg, gerade so wie das, was ich seiner Zeit über die Verwertung der Anschauung für den Unterricht in der kirchlichen Kunst ausgeführt habe, nur als Notbehelf ansehe und als vorläufigen Vorschlag. Schon deshalb, weil ich hier auf die besondere Ausbildung der evangelischen Theologen, die besondere wissenschaftliche Studien auf diesen Gebieten pflegen wollen, nicht habe eingehen können. Daß die Heranbildung eines solchen für die besonderen großen wissenschaftlichen Aufgaben streng geschulten und zu selbständiger geschichtlicher Arbeit völlig durchgebildeten Nachwuchses gerade so eine Lebensnotwendigkeit für den Protestantismus ist, wie eine genügende, umfassende Vorbildung Aller im Allgemeinen, um für alle Ansprüche des Amtes und der Kirche ausgerüstet zu sein, muß wohl Allen klar werden. Aber wie das Eine und das Andere zu gestalten und an welcher Stelle die Einordnung zu vollziehen ist, ebenso der übrigen geforderten nötigen Ergänzungen des theologischen Studiums, das kann sich erst entscheiden lassen, wenn die gesamte theologische Vorbildung und Ausbildung, vom ersten akademischen Semester an bis zum Eintritt in das Amt, die Zeit auf den Predigerseminaren und dessen organische, einheitliche Eingliederung in den gesamten Plan mit eingeschlossen, eine völlige Neuordnung erfährt.

Diese durchzuberaten und entschlossen durchzuführen, erscheint mir gerade zu dem jetzigen Zeitpunkte allgemeiner kirchlicher Neuordnung als die dringendste Aufgabe für Theologie und Kirche.

Halle a. S. Johannes Ficker

Stimmen zum bayerischen Konkordat

Deutschland und das Konkordat mit Rom. Von Jakob Beyhl. Siegfried Perschmann, Würzburg 1925. 351 S. 4 M.

Die bayerischen Konkordate von 1924. Von Karl Rothenbücher. Archiv des öffentlichen Rechtes, N. F., Heft 3. J. C. Mohr, Tübingen.

Konkordatsfrage. Von Gerhard Ohlemüller. Säemann-Verlag, Berlin 1925. 75 S. 1.50 M.

Das bayerische Konkordat ist ein einschneidendes Ereignis in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Kultur durch den mit ebensoviel Kühnheit als kluger Ausnützung der Zeitverhältnisse unternommenen Vorstoß der Kurie gegen den Staat, gleich bedeutsam als reales Faktum wie als Symbol. Es ist daher begreiflich, daß die Erörterung darüber noch eine Zeit lang auch nach der vollendeten Tatsache weiter geht. Zunächst sind eine ganze Reihe juri-

stischer Fragen aufgeworfen wie die nach dem rechtlichen Charakter des Konkordats überhaupt, nach dem Verhältnis zur Reichsverfassung u. a., die sorgfältig untersucht und klargestellt werden müssen. In vielen Punkten hat man den Eindruck, daß bei den Konkordatsverhandlungen über schwierige und strittige Rechtsfragen unabsichtlich oder absichtlich hinweggeglitten worden ist. Das gibt dem Konkordat seinen eigentümlich schwebenden, vieldeutigen Charakter, so daß es je nach Bedürfnis von der einen oder anderen Seite recht verschieden verstanden und ausgelegt werden kann. Es ist aber nötig, in diese dämmernden Hintergründe möglichst gründlich mit dem scharfen Licht der Wissenschaft hineinzuleuchten, schon mit Rücksicht auf das in Aussicht gestellte Reichsrahmenkonkordat und die Konkordate mit anderen deutschen Einzelstaaten.

Des Weiteren aber tritt die ganze Kulturbedeutung dieses Konkordats jetzt deutlicher und massiver hervor, nachdem man zeitlich weiter von ihm entfernt ist. Die bedeutsamen, gleichsam säkularen Linien heben sich heraus, und klar erscheint die neue Lage zwischen Staat und Kirche, die durch das Konkordat geschaffen ist, nein, für deren Dasein das Konkordat nur das Symbol ist. Wobei man nie übersehen darf, daß es eigentlich die Weimarer Verfassung ist, die diese neue Lage in der Hauptsache schon geschaffen hat, als sie die Kirche nahezu schrankenlos aus der Aufsicht des Staates entließ. Wer irgend die Psychologie der religiösen Einflüsse auf ein Volk, ganz besonders der katholischen Methoden kannte, mußte schon damals voraussehen, daß damit in dem Antagonismus zwischen Kirche und Staat das Schwergewicht auf die Seite der Kirche verschoben war. Merkwürdig und in recht wenig erfreulicher Weise verändert erscheint auch die Stellung der evangelischen Kirche, die durch den mit dem Konkordat eng verkoppelten Staatsvertrag mit in die Entscheidungen hereingezogen war. Während sie sonst auf der Seite des freiheitlich und tolerant gesinnten Staates gegen die Übergriffe der römischen Kirche kämpfte, steht sie jetzt mit bewußtem Frontwechsel an der Seite, um nicht zu sagen im Schlepptau der katholischen Kirche dem Staat als Fordernde gegenüber, nur leider mit viel geringerem Gewicht ihrer Forderungen als ihre mächtigere Schwester. Auch dieser Frontwechsel muß noch tief überdacht und überprüft werden. Denn die Besorgnis ist sehr begründet, daß daraus der evangelischen Kirche noch gar manche und nicht leicht zu nehmende Verlegenheiten, Nöte, Schmerzen, Einbußen erwachsen werden. Unsere Kinder und Enkel werden einmal klarer sehen, ob es für die evangelische Kirche wohlgetan war, ihren Platz da zu wählen, wo sie im Konkordatsstreit gestanden hat.

Diese beiden Probleme, die Rechtsfrage und die Kulturfrage sind es, um die sich die Erörterung, so viel ich sehe, fast durchgehens dreht. Daneben tritt noch in zweiter Linie die Frage der Parität. Die Schriften gehen von der ruhigen, wissenschaftlichen Untersuchung hinüber bis zu der temperamentvollen Streit- und Tendenzschrift.

Professor Rothenbücher untersucht in seiner klaren und sachlichen Erörterung die Rechtsgrundlagen des Konkordats und sein Verhältnis zur Reichsverfassung. Bedeutsam ist besonders sein Nachweis, daß die berühmten sogenannten „Sicherungen", die die Bedenken der innerlich widerstrebenden Parteien des Landtags beruhigen sollten, in der Veröffentlichung unter Buchstabe B völlig außerhalb des eigentlichen Gesetzes (Buchstabe A), deutlich von diesem unterschieden und getrennt stehen und deshalb keine rechtsverbindliche Bedeutung haben. Hinsichtlich des Verhältnisses zur Reichsverfassung steht Rothenbücher mit Dyroff, Piloty, Anschütz auf dem Standpunkt, daß in wichtigen Punkten die Bestimmungen des Konkordats mit der Reichsverfassung nicht vereinbar seien (besonders einzelne Bestimmungen über Lehrerbildung, Religionsunterricht der Lehrer, Bildung von Konfessionsschulen, Ablösung der staatlichen Leistungen), daß ferner in der Frage der Realdotation an die Kirche die bayerische Landesverfassung verletzt sei. Ich glaube, der Widerspruch der Bestimmungen über Schule und Lehrer mit der Reichsverfassung kann trotz aller Versicherungen der Staatsregierung nicht mehr gut bestritten werden. Die evangelische Synode hat diese Frage als nicht zu ihrer Kompetenz gehörig a limine abgewiesen und die Verantwortung dafür der Staatsregierung überlassen. Das ist formal unanfechtbar. Sie hätte aber vielleicht doch gut getan, diese Dinge nicht ganz so kühl zu behandeln, sondern die Frage, die jeden deutschen Mann angehen muß, sich etwas durch das Herz gehen zu lassen, ob sie nicht einem Gesetz zustimmt, das mit der rechtlichen Grundlage des deutschen Staates in Widerspruch tritt. Ein kleines, aber doch bedeutsames Versehen Rothenbüchers muß hier richtig gestellt werden. Die evangelische Synode hat am 19. Dezember 1924 nicht die Annahme der Verträge ausgesprochen (S. 327), sondern nur des Vertrags, nämlich ihres eignen Vertrags mit dem Staat. Sie hat sich bewußt und ausdrücklich auf den Standpunkt gestellt, daß sie über das Konkordat keine Entscheidung zu fällen habe. „Wir haben es nur mit dem evangelischen Staatsvertrag zu tun und mit nichts Anderem." (Prof. Dr. Oeschey in seinem Referat.) Ob diese wiederholt betonte Umgrenzung ihres Votums wirklich innerlich-sachlich, nicht bloß äußerlich-rechtlich möglich war, ob sie der tatsächlichen Bedeutung und Wirkung des Spruches vom 19. Dezember in der damals hochgespannten politischen Lage entsprach, ist eine vielumstrittene Frage. — Rothenbücher hat schon in früheren Aufsätzen darauf hingewiesen, daß ja schließlich immer Reichsrecht das Landesrecht breche. Gewiß, aber es fragt sich für Deutschland überhaupt und doppelt für Bayern, ob in Fällen eines künftigen realen Konflikts die Staatsregierung den Mut und die Kraft aufbringt, diesen Grundsatz der Kurie gegenüber, die auf ihren Schein pocht, durchzusetzen. Die ganze Frage nach der Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit des Konkordats ist letztlich die Frage nach der starken Staatsgewalt. Es wird das große weltgeschichtliche Ringen auch ferner heimlich und zuweilen auch offen weiter gehen: Wer ist der Stärkere, der Staat mit seiner Reichsverfassung in der Hand oder die Kurie mit der Waffe ihres Konkordats? Das ist dieselbe Frage, die im alten Bayern zwischen dem Konkordat von 1817 und der Verfassung von 1819 schwebte. Und gerade das, was das Konkordat nach seiner Einleitung will, die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche in friedlicher Weise „dauernd neu ordnen", wird, so fürchten wir, am wenigsten erreicht.

Ohlemüller zieht nicht nur die juristische, sondern auch die kulturelle Seite des Problems in den Kreis seiner Untersuchung. Einer eingehenderen Erläuterung der auch im Wortlaut abgedruckten Verträge schließt sich eine Beurteilung der Wirkungen an, die dem Verfasser auch durchweg sehr bedenklich erscheinen. Besonders eindrucksvoll ist das Kapitel über Parität, in welchem die starke Bevorzugung der katholischen Seite hervorgehoben und als drastisches Beispiel die Statistik der 7 (!) vom Staat zu unterhaltenden „philosophisch-theologischen Hochschulen" (Lyzeen) gebracht wird, wo auf durchschnittlich 9,3 Schüler (14,4—2,7) ein Professor kommt. Ruhig und gerecht werden die Gründe Für und Wider abgewogen, die die evangelische Synode bei ihrer ungeheuer schweren Entscheidung im Dezember 1924 durchzogen, dabei allerdings die Gesichtspunkte gegen die Annahme: die nun doch tatsächlich vorhandene Verkoppelung mit dem Konkordat, der geistige Einfluß des römisch-katholischen Gedankens auf die Gestaltung des evangelischen Vertrags, die politische Anlehnung der evangelischen an die katholische Kirche, treffend und bündig herausgearbeitet. Ohlemüller ist überhaupt ein Gegner der Konkordate. Er hält sie für ungeeignet zur Herstellung eines geord-

neten, friedlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, für eine Quelle dauernder Beunruhigung des bürgerlichen und konfessionellen Friedens und als unvereinbar mit dem staatlichen Selbstbewußtsein und der nationalen Würde. Für den richtigen Weg hält er denjenigen, den Württemberg eingeschlagen hat, den Erlaß eines Staatsgesetzes über die kirchlichen Verhältnisse aus staatlicher Machtbefugnis heraus. Zum Vergleich ist das Württembergische Gesetz vom 3. März 1924 in seinen Hauptpunkten abgedruckt. Interessant für die ganze Frage ist auch der Vergleich mit dem lettischen und polnischen Konkordat, welches zeigt, wie viel mehr bei starker Haltung des Staates von der Kurie zu erreichen ist.

Das umfangreiche Buch Beyhls unterscheidet sich von den beiden anderen Schriften erheblich. Äußerlich ist der Titel nicht ganz zutreffend: „Deutschland und das Konkordat mit Rom", denn das Buch behandelt nur einen Ausschnitt, allerdings einen sehr wichtigen aus der Materie des Konkordats, nämlich die Schulfrage, besonders die Frage der Freiheit der Lehrer. So schwerwiegend nun auch diese Frage ohne Zweifel ist, so wenig kann man diese eine Frage ohne weiteres „das Konkordat" nennen. Es stehen noch andere, ebenfalls beachtliche Dinge im Konkordat und Staatsvertrag, und jede Frage muß im ganzen Zusammenhang gesehen und abgewogen werden. Aber abwägen ist überhaupt nicht Sache dieses Buches. Es ist und will sein eine Kampfschrift, mit der ganzen aus glühenden Herzen kommenden Entschiedenheit, mit dem Temperament und Ungestüm, aber auch mit der Unentwegtheit und der ganzen Einseitigkeit einer solchen. Wir wissen, Kampfschriften müssen bis zu einem gewissen Grad einseitig sein, aber sie müssen sich auch gefallen lassen, daß man sie als solche einschätzt.

Jakob Beyhl ist uns längst bekannt als Vorkämpfer durch Jahrzehnte hindurch gegen klerikale Übergriffe in das Gebiet der Schule, gegen staatliche Herabdrückung des Lehrerstandes, vor allem gegen die Bevormundung durch die geistliche Schulaufsicht. Die männliche, tapfere Art, die Herzhaftigkeit und Offenheit seines Kampfes hat ihm viel Sympathie verschafft und ihn in den Reihen seiner Gegner zu dem bestgehaßten Mann gemacht. Ohne Zweifel, er hat seine Verdienste und hat auch seiner Überzeugung manches persönliche Opfer gebracht. Wir verstehen, daß er in den Kreisen seiner Standesgenossen, für deren Recht und Freiheit er kämpft, weithin verehrt wird. Und doch haben gerade die, die seiner Sache freund sind, immer wieder bedauern müssen, daß er sich im Eifer des Kampfes oft viel zu weit hinreißen ließ, sich gar manchmal „verhauen" hat, daß ihm das leidenschaftliche Gefühl der eigenen Sache den Blick, ich sage nicht für das Recht, sondern nur für die Schwierigkeit der Lage des Gegners völlig benahm, daß er in strömendem Fluß der Rede, in der Plerophorie seines oratorischen Talents das rechte Maß seiner Ausdrücke oft übersehen hat. „Die große Kunst" der Sprache und Gedanken ist ihm gefährlich. Den gleichen zwiespältigen Eindruck hinterläßt sein Buch. Man liest es mit widerstreitenden Gefühlen. Man billigt wohl die Sache, für die er streitet, aber die Art, wie er es tut, geht einem auf die Nerven und man bedauert, daß er dadurch die Wirkung seines Buches erheblich abschwächt. Sehr wertvoll und geradezu staunenerregend ist die genaue Kenntnis der ganzen Entwicklung des Verhältnisses von Staat, Kirche und Schule in der Vergangenheit bis zur Gegenwart, ein ungeheures Material ist mit emsigem Fleiß zusammengetragen und verarbeitet; mit großem Ernst schlägt Beyhl immer wieder in die eine Kerbe der furchtbaren kulturellen Gefahr, die dem deutschen Volk droht, wenn die Volksschule zur verschleierten Kirchenschule in der Hand der römischen Kirche wird, das Ziel, dem alle Bemühungen der Bischöfe während des letzten Jahrhunderts gegolten haben und das nach Beyhl jetzt nahezu erreicht ist. Er zeigt in weitschauendem Überblick, wie sich die Schulfrage im Konkordat eingliedert in die ganze Unterwühlung der Weimarer Verfassung durch den bayerischen Klerikalismus usw. Dazwischen findet sich manches begeisterte Wort für deutsche Kultur und Freiheit des deutschen Geistes, hie und da, freilich nur nebenbei, auch ein freundliches, verständnisvolles Wort über das Verhältnis des Lehrers zur Kirche und seinen Dienst an ihr. Wir wollen das Gute des Buches gern anerkennen. Es kämpft mit heißer Seele für die Freiheit und Selbständigkeit des Lehrers, Staatlichkeit der Schule, für die große Erzieheraufgabe des Kulturstaats, für die Einheit des deutschen Geisteslebens, wofür ihm die Weimarer Verfassung die Bürgschaft ist, und schließt mit dem stolzen Wort: „Wir stehen im Dienste Deutschlands." Die Weite der Zusammenhänge ist ohne Zweifel etwas Großes an dem Buch.

Wenn nur nicht dann die andere Seite wäre, diese Maßlosigkeit der Kritik, diese handgreiflichen Übertreibungen, Karikierungen, Verzerrungen, die den Leser, statt ihn zu überzeugen, nur abstoßen und mißtrauisch machen. Wenn es zum Beispiel von dem Landeskirchenrat heißt, daß er in aller Heimlichkeit ein Zwinguri für die Lehrer geschaffen habe, daß er „über die Köpfe der Lehrer verfügt, wie ein Hafner über irdene Töpfe, die er nach Belieben vom Tisch auf den Stuhl und vom Stuhl auf den Erdboden stellt", so kann man solche und ähnliche Ergüsse doch wirklich nicht ernst nehmen. Durchweg kein Blick für das verhältnismäßige Recht des Gegners und auch, bei einer so schwierigen Lage, nicht das geringste Bemühen sich hineinzudenken. Wenn Beyhl z. B. einen Abschnitt aus einer Rede des Kardinals Faulhaber höchst abfällig zitiert, so scheint er nicht zu bemerken, daß in dem Satz des Kardinals: „Die Lehrer sind der Kinder wegen da, nicht aber die Kinder der Lehrer wegen" unzweifelhaft ein großes Stück Wahrheit und eigentlich die Wurzel der ganzen Schwere der Situation liegt.

Ganz besonders schlecht kommt bei Beyhl der evangelische Landeskirchenrat und die Synode weg, gegen die er ja auch in seiner Schulzeitung „Die freie deutsche Schule" im Anfang des Jahres einen maßlos leidenschaftlichen Kampf eröffnet hat. Sehr schnell hat sich die Voraussage erfüllt, daß die evangelische Kirche bei dem Streit um das Konkordat die Hauptstöße werde aushalten müssen. Aber so schwächlich, jämmerlich, selbstvergessen, nur auf das berühmte „Linsengericht" bedacht, wie es Beyhl hinstellt, war das Regiment und die Vertretung der evangelischen Kirche denn doch nicht. Gerade als einer, der selbst als Abgeordneter jene schicksalschweren Wintertage in München mitgemacht und wie alle Andern die Wucht der Verantwortung bis ins Innerste gespürt hat, als einer, der zu jenen 19 gehörte, die als Minorität für Ablehnung des Vertrags stimmten, darf und muß ich dem entgegen treten. Wer behauptet, daß unehrenhafte, menschlich minderwertige Motive die Majorität und das Kirchenregiment beherrscht hätten, der weiß nicht oder will nicht wissen, wie furchtbar schwer die Lage der Synode war (sie war allerdings wohl durch taktische Unbeholfenheit in die verklemmte Situation gekommen!), wie hart sich die Gründe für und wider die Wage hielten und wie manche Abgeordnete bis in die letzte Mittagspause hinein innerlich mit sich rangen. Gerechtigkeit auch gegen den, der anderen Standpunkt einnimmt, ist Grunderfordernis eines ehrlichen Kampfes. Nur ein Streiflicht! Eine Kardinalfrage für die Beurteilung der ganzen Lage war doch die: Wird das Konkordat, auch wenn die Synode den evangelischen Vertrag ablehnt, auf dem einen oder andern Weg oder Umweg doch Gesetz werden? Ich habe heute noch die Überzeugung, daß darauf mit Ja zu antworten war. Angenommen nun, das Konkordat wäre Gesetz geworden ohne den evangelischen Vertrag, dann stünde die evangelische Kirche einem unfreundlich gesinnten Staat und einer mit ungeheuren Rechten und Siche-

rungen ausgestatteten katholischen Kirche gegenüber, gedeckt lediglich von den etwas verschwommenen und fernliegenden Bestimmungen der Reichsverfassung. Wenn man nun das unabläßige Vordrängen der katholischen Kirche beobachtet, wenn man weiß, daß man dort nach altprotestantischem Kirchenbesitz die Hände ausstrecken möchte in einer Weise, die dem berüchtigten Kirchenraub in Riga verzweifelt ähnlich sieht, dann kann man doch ermessen, was es bedeutet, wenn der Staat der evangelischen Kirche in ihrem Vertrag für ihren jetzigen Besitz an Gütern Gewähr leistet. Es hat ja Abgeordnete gegeben, die selbst dieser Zukunft gegenüber eine andere Entscheidung der Synode wünschten; aber man muß auch würdigen können, wenn die andern ihrer Kirche dies Martyrium, das in gewissem Sinn für eine Reihe von Jahren über sie gekommen wäre, nicht glaubten zumuten zu dürfen. Dies nur als Exempel für die ganze Not der Entscheidung, von der man allerdings bei Beyhl nichts liest.

Es hat auch sonst bei der Lektüre sich mancher innere Widerspruch geregt. Es hilft nichts, es muß gesagt werden: Es weht etwas Gestriges und Vorgestriges durch das Buch. Es ist nicht geschrieben aus den neuen Erkenntnissen und neuen Wertungen des Lebens, die uns und noch mehr dem jüngeren Geschlecht aus der Not dieser Zeiten erwachsen sind. Es schwimmt in einem Strom, auf dem das Schiff unsrer Zeit nicht mehr segelt. Das gilt hauptsächlich von zwei Punkten. Einmal von dem unbekümmerten, von keinem Zweifel berührten, geradezu schwärmerischen Glauben an den Fortschritt als einer unbedingt segensreichen Sache. Ein Kulturoptimismus reinsten Wassers trägt die Begeisterung, die durch die Blätter sprüht. Die Entwicklung, eben weil sie Entwicklung ist, ist gut, ist segensvoll, ist „gottgewollt". Bis zum Überdruß oft wird dies Wort von der Emanzipation des Lehrerstandes gesagt, als ob man nicht größte Scheu und Umsicht walten lassen müßte, bis man eine Sache, bis man *seine* Sache „gottgewollt" nennt. Keine Andeutung davon, daß es auch Fehlentwicklungen geben könnte (was ich, um das ausdrücklich festzustellen, rein theoretisch meine); nichts, aber auch gar nichts von der Erfahrung, die doch eigentlich die Signatur der Zeit für alle tiefer Schauenden ist, daß unsere ganze Kultur unter dem Gericht steht und durch eine Krisis hindurch geht, die viel tiefer ist als die der Revolution und aus der neue Gestaltungen, neue Richtungen sich ergeben werden. Wie viel Umwertungen haben wir in den letzten 20 Jahren erlebt! Wie viel von all dem, das in diesem Buch die Grundstimmung gibt, haben wir hinter uns gelassen. Beyhls Buch ist aus der geistigen Situation der Zeit um 1900 geboren; daher auch die durchgängige Geringschätzung des Mittelalters. „Mittelalterlich" ist fast ein Schimpfwort, ein Schauergespenst in dem Buch und es genügt vollständig, um einen Gedanken oder Standpunkt als abgetan zu betrachten, wenn man ihn „mittelalterlich" nennen kann. Daran findet jede Sache ihr Maß. Wir anderen Leute erlauben uns freilich zu denken, daß das Mittelalter manche Dinge hatte, nach denen unsere Zeit vergeblich die Finger ausstreckt.

Der andere Punkt ist die überstarke und einseitige Betonung des Rechtes der Individualität auf freie Entfaltung und Gebrauch ihrer Freiheit. Wir sind nicht im Verdacht, daß wir nicht Sinn hätten für die freie Überzeugung der Persönlichkeit und nicht bereit wären, für ihr Recht einzutreten. Aber es muß doch immer bedacht und gesagt werden, daß dies nur das *eine* Moment des Lebens ist. Das Leben ist nicht ein Kreis, der um *einen* Punkt sich dreht, sondern eine Ellipse, die um zwei Pole schwingt. Die Freiheit der Persönlichkeit erhält ihr Gegengewicht und ihre Korrektur durch die gliedmäßige Einordnung des Einzelnen in einen Organismus, Familie, Volk, Staat, Gemeinde, durch den Dienst am Ganzen, zu dem er berufen ist, und durch die Pflichten und Notwendigkeiten, die daraus erwachsen. Alle Grundrechte der freien Überzeugung, die eine Verfassung ausspricht, erhalten von da aus ihre selbstverständliche konkrete und praktische Erfüllung. Die Verfassung mag z. B. noch so sehr dem Beamten die Freiheit der politischen Meinung zusichern, so wird doch der Staat im praktischen Fall Leute, die etwa den Sowjetstaat propagieren, nie unter seinen Beamten dulden. So werden auch die Lehrer die Notwendigkeit einsehen müssen, daß der Dienst an der Schule, speziell an einer Konfessionsschule insofern eine gewisse Einschränkung der theoretischen Freiheit der Überzeugung und ihrer Betätigung in sich schließt, als sie sich eben doch gliedhaft und willentlich in den Organismus und die Lebensgesetze der Schulgattung einfügen müssen. Der Einzelne ist um des Ganzen willen da, nicht das Ganze um des Einzelnen willen. Die Empfindung für die Gesetze und Notwendigkeiten der Gemeinschaft ist in uns wieder mehr lebendig geworden als früher. Beyhl sieht das natürlich auch und spricht hie und da davon, aber das sind nur zerstreute und verlorene Stücke, in die ganze Architektur des Buches hat er sie nicht eingebaut. Die ermüdend immer wieder mit großem Pathos vorgetragene Einseitigkeit und Ausschließlichkeit in der Betonung des uneingeschränkten Individualismus wirkt doch allzu gestrig.

Darin stimme ich Beyhl völlig zu, daß das Verhältnis der Kirche zur Schule und ihre Zusammenarbeit auf Vertrauen beruhen soll. Nur möge Beyhl nicht vergessen, daß dies Vertrauen gegenseitig sein muß.

Ein Letztes muß noch berührt werden. Beyhl will die Erziehung als ausschließliches Recht allein dem Staat überweisen, die Kirche aber lediglich auf den Religionsunterricht, d. h. auf die Religionsstunde verweisen. Über die erzieherische Unmöglichkeit einer solchen Isolierung des Religionsunterrichts wäre viel zu sagen. Religion, die vom übrigen Leben isoliert wird, stirbt. Dafür ist die vereinzelte Religionsstunde, die mit Rechnen, Geographie und Handarbeit auf einer Stufe steht, ein Symbol. Hier aber nur dies Eine: Hat denn der heutige Staat überhaupt noch die Fähigkeit, im tiefsten Sinne zu erziehen? Wir sind der Ansicht, daß zu einer Erziehung notwendig eine Weltanschauung gehört. Beyhl zitiert die entschiedenen Worte, mit denen im Jahre 1804 der Kurfürst Max Joseph von Bayern den Ansprüchen der Kurie auf die Schule entgegentrat und die Erziehung der Kinder für den Staat sicherte. Aber gerade an diesem Beispiel wird einem der Wandel der Zeiten erschütternd offenbar. Der damalige Staat hatte noch eine Befugnis zur Erziehung, denn er hatte eine Weltanschauung und ein Bildungsideal. Es war die Weltanschauung der Aufklärung und das Bildungsideal der Humanität von Schiller und Kant her. Er spricht mit dem Bewußtsein, etwas geben zu können. Was aber ist die Weltanschauung des heutigen Staates? Hat er überhaupt eine? Und was ist sein Bildungsideal? Das nationale, das auf diese Frage meist genannt wird, reicht nicht hin, da ihm die weltanschauliche, sagen wir direkt: die metaphysische Tiefe fehlt. Das ist ja die eigentliche tiefste Not in dem ganzen Kampf um die Schule, daß der heutige Staat, der die Erziehung ausüben will, hier versagt. Wissen, Vielwissen ist noch keine Weltanschauung. Daher seine unvermeidliche Schwäche den Partnern gegenüber, die eine starke geschlossene Weltanschauung, die allein zu diesem Dienst bevollmächtigt, im Rücken stehen haben. Daher ja auch die im tiefsten Sinn tragische Entwicklung, daß der Staat als Kulturstaat immer mehr zurücktritt und sich immer mehr nur zum Rechtsstaat, Wirtschaftsstaat, Militärstaat entfaltet. Erst von hier aus ist im letzten Grunde der Sieg der katholischen Kirche auf der ganzen Linie, den das Konkordat bezeichnet, geschichtlich zu verstehen. Denn im Kampf der Geister siegt immer der Begeisterte, der von

einer großen Weltanschauung, von einem Glauben Erfüllte über den Nichtbegeisterten.

Darum können wir auch nicht mit so unbekümmerten Optimismus, wie Beyhl es tut, dem Staat einfach die Erziehung der jungen Generation in die Hände legen, als sei noch der Staat von einst da, der eine Erziehungsaufgabe hatte, sondern wir glauben, daß der Staat, wenn nicht einfach die seelenlose Wissensschule das Feld beherrschen soll, wie es jetzt schon weithin der Fall ist, sich der Arbeit der freien Gemeinschaften, die eine Weltanschauung besitzen, bedienen muß. D. h., die Zukunft wird der Weltanschauungsschule gehören, sei es einer christlichen Konfession, sei es einer freien Weltanschauung. Keineswegs aber wünschen wir deshalb die förmliche Kirchenschule. Um der Einheit und des Friedens im Volke willen muß der Staat oberster Schulherr bleiben, der Gegensätze mildert, Übergriffe abwehrt und in die Erziehung den Wert hineinlegt, der ihm am Herzen liegt und der nicht fehlen darf, die Richtung auf ein einiges, starkes Volkstum und Staatsfreudigkeit. Über den Schulen der Weltanschauungen muß deshalb eine durch Ansehen, Würde und Vertrauen innerlich starke Staatsgewalt stehen.

Die Erstarkung der Staatsgewalt ist meines Erachtens auch die entscheidende Frage der Zukunft, wenn wir an die weiteren Auswirkungen solcher Abmachungen wie das Konkordat denken. Wir haben es oben schon angedeutet, daß ein seiner Aufgabe und Würde bewußter Staat auch jetzt noch die Mittel wohl in der Hand hat, um die Gefahren, die erwachsen können, weitgehend abzuwenden. Um des deutschen Volkes, seiner Einigkeit und seines Friedens willen, muß über den Kirchen der Staat als Schutzherr einerseits und Abwehrer andererseits stehen. Die dieser Stellung entsprechende Form für die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten ist nicht das Konkordat, sondern das Staatsgesetz. Es wäre zu wünschen, daß von den anderen Ländern und vom Reich nicht das Vorbild Bayerns befolgt, sondern der schon von Württemberg beschrittene Weg eingeschlagen würde.

Nürnberg Ernst Ortloph

Das neue China

In China spielt sich zur Zeit eine doppelte Geschichte ab: die Geschichte des von Europa importierten, in gegenseitigen Kämpfen sich erschöpfenden Militarismus und die Geschichte der im Stillen heranwachsenden und immer mehr Selbstbewußtsein bekommenden neuen chinesischen Kultur. Die Führer dieser geistigen Bewegung Jungchinas haben sie wohl gelegentlich mit der europäischen Renaissancezeit verglichen. Jedenfalls ist sie auch eine Neugeburt auf geistigem Gebiet.

Die Führer dieser Bewegung stammen zum Teil aus dem Süden. Hier ist K'ang Yu We zu nennen, der erste der chinesischen Reformer. Er wollte seine Reformen im monarchischen China durchführen und wäre dafür von der Kaiserin-Witwe fast getötet worden. Heutzutage ist er aus dem Strom des geistigen Geschehens ausgeschieden. Sein Schüler Liang K'i Tsch'ao ist entschlossen ins republikanische Fahrwasser eingemündet und spielt heute als wissenschaftlicher und politischer Schriftsteller eine bedeutende Rolle.

Einer späteren Generation entstammte Sun Yat Sen, der mit der bürgerlichen Revolution eine soziale Reform verbinden wollte. Er ist kürzlich gestorben. Aber seine Ideen haben in China seit seinem Tod erst recht an Bedeutung gewonnen.

Namentlich bei der studierenden Jugend spielt eine große Rolle der Präsident der Pekinger Reichsuniversität, Ts'ai Yüan P'e. Ts'ai Yüan P'e stammt noch aus der alten Schule. Er war noch Mitglied der alten Hanlinakademie und beherrscht die alte chinesische Wissenschaft und den alten Stil vollkommen. Er hat sich jedoch von Anfang an mit Überzeugung der neuen Bewegung angeschlossen, in der er sehr bald eine führende Stelle einnahm. Er ist der einzige der literarischen Führer aus der älteren Generation — denn Sun Yat Sen kann nicht als Literat bezeichnet werden — der längere Zeit an europäischen, besonders an deutschen Universitäten verbrachte. Zurückgekehrt nach China war er als Unterrichtsminister tätig und wurde schließlich mit der Präsidentschaft der Pekinger Reichsuniversität betraut. Sein Werk ist der Neuaufbau des gesamten chinesischen Erziehungs- und Bildungswesens.

Wir haben die chinesische Reformarbeit lange Zeit schwanken sehen, wieviel von der weltlichen Zivilisation zu übernehmen sei, ohne daß es nötig würde, die altüberlieferte Kultur zu beschränken oder aufzugeben. Das mußte natürlich ein Versuch bleiben, der zum Scheitern verurteilt war. Denn die Beherrschung der altchinesischen Schrift, des alten Stils, der alten Philosophie, der alten Geschichte war eine Aufgabe gewesen, die bisher die Kräfte eines normalen Studierenden vollkommen ausgefüllt hatte. Wollte man nun noch fremde Sprachen, Mathematik oder Realien hinzufügen, so mußte eine Halbheit entstehen, die je nach der Orientierung entweder auf die „neuen" Fächer oder auf die „alten" Fächer besonders lastete. In Wirklichkeit waren die bisherigen Versuche ein Übergang von der einen Art zur anderen gewesen.

Die erste Einführung der westlichen Wissenschaften unter den Jesuiten bleibt außer Betracht, insofern als die von ihnen gebrachten westlichen Kenntnisse nicht Bestandteil der Allgemeinbildung wurden, die ruhig in ihren alten Bahnen blieb; nur ein Teil der damaligen Gelehrten nahm sie auf und verarbeitete sie. Die damaligen Einwirkungen auf die chinesischen Wissenschaften hätten noch fruchtbarer sein können, wenn die Jesuiten die damals neueste Wissenschaft von Europa importiert hätten. Allein sie schleppten sich — aus religiösen Gründen — noch immer mit der Astronomie Tycho de Brahe's herum, so daß sie zwar leichter in der chinesischen Weltanschauung Eingang fanden — denn der Standpunkt, auf dem sie standen, war nicht prinzipiell von dem antik chinesischen verschieden — aber sie revolutionierten die chinesische Wissenschaft nicht. Die chinesischen Arbeiten, die auf der Grundlage des von ihnen Gebrachten standen, waren notwendig dazu verurteilt, veraltet zu sein, schon als sie entstanden.

Die Aufnahme der modernen europäischen Wissenschaft geschah nun freilich äußerst zögernd. Nur für die praktische Anwendung schienen die westlichen Kenntnisse, in denen man mehr bloße Technik als Wissenschaft sah, geeignet. Noch Tschang Tschi Tung stand mit seinem bekannten Manifest, das die Reform der Bildung fordert, auf dem Standpunkt, daß der Kern der Bildung altchinesisch und nur die Praxis europäisch sein sollte. Diese Unterscheidung beherrschte Jahrzehnte lang die Diskussion, sie löste die Schwierigkeit mit einer eleganten Phrase. In Wirklichkeit sah man sich natürlich genötigt, den Kern immer mehr zusammenschrumpfen zu lassen, da die praktische Schule immer mehr an Ausdehnung gewann. Dadurch bildete sich ein Zustand der Wurzellosigkeit bei der Jugend heraus, der wirklich bedauerlich war. Namentlich in Missionsschulen konnte man es erleben, daß die Zöglinge zwar ganz leidlich in Englisch sich ausdrücken konnten, aber ihre eigene Muttersprache nicht mehr so weit beherrschten, daß sie auch nur einen einfachen Brief hätten schreiben können. Damit sank natürlich der Wert ihrer fremden Ausbildung innerhalb des chinesischen Kulturgebiets auf die Bedeutung der Sprachenkenntnis eines Oberkellners herab. Die Absolventen solcher christlichen Universitäten brachten es daher auch vielfach nicht weiter als zu Dolmetschern, Schreibern oder Büroangestellten in fremden Diensten, was andere Leute mit ein wenig

Mutterwitz in weit kürzerer Zeit ohne „Universitätsstudium" auch erreichten.

Auf der andern Seite zeigte sich der Mißstand, daß gerade die Vertreter des Neuen, die Reformatoren wie K'ang Yu We oder Liang K'i Tsch'ao keine fremde Sprache verstanden und deshalb für ihre Kenntnis des Westens im Wesentlichen auf Übersetzungen angewiesen waren. Diese Übersetzungen waren teils oberflächlich und ungenau, wie die meisten der in älterer Zeit von Missionaren angefertigten, teils waren sie in elegantem Chinesisch geschrieben, wie die berühmten Übersetzungen von Yen Fu. Sie waren mehr Umschreibungen der übersetzten Werke; wenn sie sich lasen wie alte chinesische Schriften, so war das Neue der Gedanken sozusagen eingewickelt und zugedeckt durch den alten literarischen Stil. Es war, wie wenn wir etwa die Darwinschen Werke durch eine Aneinanderreihung von Bibelstellen übertragen wollten. Daneben kam auch in Betracht, daß die übersetzten Werke keineswegs die wichtigsten waren, sondern Werke zweiten Rangs, Sachen von Huxley, Spencer, Stuart Mill, Montesquieu. Diese Dinge bildeten nun eine Zeitlang in China die Quintessenz der modernen Wissenschaft.

So unvollkommenen Versuchen, Ost und West einander nahe zu bringen und eine einheitliche Volksbildung wieder zu gewinnen, konnte nur durch einen kühnen Entschluß ein Ende gemacht werden. Man mußte den Ballast des Alten, der nur beschwerte, ohne zu bereichern, energisch beseitigen, um Zeit zu gewinnen für eine Ausbildung in der chinesischen Schriftsprache und den Realien. Bisher hatten die klassischen Werke der alten Philosophen zugleich dem Unterricht im Lesen und Schreiben gedient. Ein Kompendium der konfuzianischen Moral, Philosophie und Geschichte diente als erste Fibel; es war das sogenannte Dreizeichenbuch, das seinen Namen davon hat, daß es in dreifüßigen Versen geschrieben ist. Es begann mit den tiefen Worten:

Der Menschen Anfang
Ist in der Wurzel seiner Natur gut.
Von Natur sind sie einander nahe,
Durch Gewöhnung kommen sie einander fern.

Diese Schriften wurden Wort für Wort auswendig gelernt — nur dem Ton nach, ohne daß der Schüler zunächst verstand, was er las. Erst wenn er ganze Worte memoriert hatte, wurden sie in einen zweiten Kurs, oft recht oberflächlich, ihrem Sinne nach erklärt. Man kann sich denken, daß die tiefen Weisheitslehren der größten Denker der alten Zeit für kleine ABCschützen nicht eben die leicht verdaulichste Kost waren, und daß sie — namentlich bei dem veräußerlichten Lehrbetrieb der letztvergangenen Zeit — nicht eben viel zur lebendigen moralischen Erziehung der mit ihnen überfütterten Knaben dienten.

Ts'ai Yüan P'e tat nun, als er Unterrichtsminister war, den entscheidenden Schritt, der durch seine Vorgänger in mancher Hinsicht vorbereitet war; er beseitigte die alten klassischen Schriften aus dem Elementarunterricht und wies ihnen den Platz zu, der ihnen gebührte: die Universität. Hier sollten die alten Schriften philologisch, historisch und philosophisch bearbeitet und für die Gegenwart fruchtbar gemacht werden. In die Schulen aber wurden Lesebücher eingeführt, die nicht mehr in der hieroglyphisch schweren Sprache vergangener Jahrtausende abgefaßt waren, sondern dem Gedankenkreis der Gegenwart entnommen die Schüler einführen sollten in den Gebrauch ihrer Muttersprache in Wort und Schrift.

Man kann die Bedeutung dieser Reform kaum überschätzen. Denn nicht nur wurde der ganze Bildungsgang, die ganze Art des Lernens von Grund aus nach Prinzipien der Pädagogik umgestaltet; auch der Konfuzianismus hörte damit auf, die religiöse Grundlage der Bildung zu sein. Literarische Bildung erlangte man im alten China in der Schulgemeinschaft, die letzten Endes auf den Meister der tausend Generationen, Konfuzius, zurückging. Wenn diese Schulgemeinschaft auch nicht die straffe Organisation einer Kirche hatte, so bildete sie doch einen festen Lebens- und Weltanschauungs-Hintergrund. Der „Meister" schwebte unsichtbar über allen Schulen. Häufig war irgendwo im Schulzimmer ein roter Zettel mit seinem Namen an der Wand angebracht, vor dem die Kinder beim Eintritt ins Zimmer ihre Verehrung zu bezeugen hatten. Wissenschaft war zugleich Religion und Moral. Die Schrift war heilig. Beschriebene Papiere wegzuwerfen galt als Frevel. Man hatte in den Schulen Kasten aufgehängt, in denen sie gesammelt wurden, um von Zeit zu Zeit feierlich verbrannt zu werden. Mit dem Lernen ging praktischer Dienst im Hause des Lehrers häufig Hand in Hand. Der Schüler wuchs hinein in die große, Jahrhunderte umspannende Kulturgemeinschaft. Damit, daß die konfuzianischen klassischen Schriften Universitätsfach geworden sind und ihre Grundsätze — zum Teil stark modifiziert — nur noch im Unterrichtsfach der Ethik gelehrt werden, ist eine neue Einstellung von selbst gegeben. Konfuzius wird zwar noch mit Achtung und Verehrung genannt als Weiser des Altertums, aber die lebendige Beziehung ist unterbrochen. Die Schule ist entkirchlicht.

Als Ts'ai Yüan P'e dann die Leitung der Pekinger Reichsuniversität übernahm, schuf er sie zu einer umfassenden Bildungs- und Forschungsanstalt. Er gliederte sie in Fakultäten und Abteilungen. Der Lehrkörper bekam dadurch, daß er die Dekane und den Prorektor wählte, selbständigen Anteil an der Leitung des Ganzen. Es gelang Ts'ai Yüan P'e, die bedeutendsten jüngeren Kräfte heranzuziehen. Ein unglaublich produktives wissenschaftliches Leben begann. Trotz geringer Bezahlung, die infolge der trostlosen Finanzverhältnisse oft Monate lang in Rückstand bleibt, herrscht eine beispiellose Schaffensfreudigkeit unter den Professoren und enger Kontakt zwischen Lehrern und Studenten. Ts'ai Yüan P'e hat die unbedingte Freiheit der Wissenschaft zum Prinzip gemacht. Auch die kühnste, revolutionärste Weltansicht kam zu Wort; aber auch stark konservativ gerichtete Lehrkräfte konnten sich unbehindert beteiligen. Selbst der Reaktionär Ku Hung Ming war eine Zeitlang Dozent an der Universität.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Pekinger Universität an der Spitze aller geistigen Bewegungen Chinas steht und daß sie eine lebendige Kraft in unmittelbarem Kontakt mit dem Volksleben ist. Die Professoren halten es alle für eine Ehre, dieser Gemeinschaft anzugehören. Die Studenten suchen und finden Berührung mit den breitesten Schichten des Volkes. Sie sind freiwillig tätig an Abendschulen für das Volk. Alles, was an wissenschaftlichen, ästhetischen, sozialen Fragen auftaucht, findet Interesse, und eine ganze Menge freier Vereinigungen bilden sich, in denen Dozenten und Studenten sich an die Bearbeitung neu auftauchender Fragen machen. So hat denn die Pekinger Universität, wie sie durch Ts'ai Yüan P'e und seine Mitarbeiter geschaffen wurde, einen überaus bedeutsamen Platz im geistigen Leben des neuen China.

Eine der bedeutendsten Taten dieses Kreises um die Pekinger Reichsuniversität ist die Schöpfung einer neuen chinesischen Umgangssprache. Die alte chinesische Schriftsprache geht im wesentlichen zurück auf die Sprache der letzten vorchristlichen Jahrhunderte. Damals hatte sich aus der alten, manchmal noch etwas unbeholfenen vorklassischen Sprache und Schrift eine äußerst elegante, biegsame und doch klare Schriftsprache herausgebildet, die in den bekannteren Werken jener Zeit niedergelegt ist. Diese Schriftsprache hatte sich nun im Wesentlichen durch die Jahrhunderte hindurch erhalten und wurde immer wieder bei neuen Kompositionen nachgebildet. Auch dann noch, als die gesprochene Sprache längst eigene Wege gegangen war, und zwar so weit von der Schriftsprache abweichend, daß diese nicht mehr verstanden wurde, wenn man sie gelesen hörte, vielmehr das Schriftbild zum Verständnis unbe-

dingt notwendig war. Schon seit der Zeit der Auseinanderentwicklung von Wort und Schrift gab es eine Literatur in der jeweilen gesprochenen Sprache. Der berühmte gelehrte Tschu Hi in der Sungzeit hat z. B. seine Gespräche mit seinen Jüngern in der Umgangssprache herausgegeben. Außerdem kam eine volkstümliche Literatur von Dramen, Novellen und Romanen auf, die alle mehr oder weniger der Umgangssprache sich näherten. Aber diese ganze Literatur führte nur ein Dasein zweiten Ranges und galt nie als vollwertig.

Nun kamen mit der neuen Zeit auch neue Bedürfnisse. Eine literarische Revolution fand statt, den großen Bewegungen der Renaissance zu vergleichen, durch die die europäischen Nationalsprachen zu Schriftsprachen wurden Man wollte eine Sprache, die wirklich den neuen Gedanken sich anpassen konnte und die leicht und allgemein verständlich war. Diese literarische Revolution fand ihren ersten Ausdruck in der Zeitschrift „Die neue Jugend", die von dem Dekan der literarischen Fakultät an der Pekinger Reichsuniversität, Tsch'en Tu Hsiu, begründet worden ist. Diese Zeitschrift vertrat politisch und sozial einen sehr weit links stehenden Standpunkt und in der Literatur den Standpunkt des Naturalismus. Ein hochbegabter junger Professor, Hu Schï, der von einer längeren Studienzeit aus Amerika zurückgekehrt war und nicht nur geläufig Englisch sprach und schrieb, sondern auch die pragmatische Philosophie Amerikas in sich aufgenommen hatte, entwarf in der Zeitschrift sein neues Programm und machte auch in einer ganzen Reihe von Publikationen wirklich Ernst mit dem Gebrauch dieser neuen Volkssprache. Eine Menge anderer Zeitschriften schloß sich an. Vorübergehend gab es über 400 Zeitschriften und Zeitungen, die in der Volkssprache geschrieben waren und ihren Stoff hauptsächlich durch Übersetzungen aus fremden Sprachen bezogen. Selbstverständlich konnte sich eine so große Zahl auf die Dauer nicht halten. Ein großer Teil ging später wieder ein. Hu Schï veröffentlichte eine Aufsehen erregende Geschichte der chinesischen Philosophie, von der zunächst der erste Teil erschien in dieser neuen Sprache, und erbrachte so den Beweis, daß diese Sprache auch für wissenschaftliche Werke ein biegsames und brauchbares Verständigungsmittel war.

Ein Sturm des Widerspruchs erhob sich gegen diese Revolution. Man fühlte sich im Lager der Alten verletzt durch die rücksichtslose Volkstümlichkeit der neuen Sprache: — wo war die Feinheit, wo der fein abgewogene Rhythmus, wo der versteckte Schillerglanz der zitatenreichen Sprache der Vergangenheit? Es war alles so klar, so unmittelbar, so offen, so gemein. Natürlich spielte bei dieser Opposition auch der Umstand eine Rolle, daß die literarische Revolution in Europa am Ende des vorigen Jahrhunderts mit großen sozialen und politischen Strömungen verbunden war. Tsch'en Tu Hsiu mußte aus Peking fliehen. Er begab sich in die Fremdenniederlassung von Schanghai, wo er eine Anzahl ziemlich radikaler Oppositionsblätter herausgab. Das literarische Haupt der Opposition war eine Zeit lang Lui Schu, der durch seine Übersetzungstätigkeit eine gute Stellung gehabt hatte, die durch die neue Sprache in Frage gestellt war. Zudem war er auch in politischer Verbindung mit der Anfupartei, die er gegen die radikale Jugend zu verteidigen suchte. Inzwischen hat die neue Bewegung sich abgeklärt und ist zur festbegründeten Tatsache geworden. Nicht nur die aufstrebende Jugend, wie Hu Schï und Liang Schu Ming oder der moderne Dichter Hsü Tschi Mou und viele Andere, haben wertvolle Werke in der neuen Sprache geschaffen; auch Liang K'i Tsch'ao und Ts'ai Yüan P'e haben sich der Bewegung angeschlossen und haben sie dadurch auf eine unbestreitbare Ebene emporgehoben.

Mit dieser literarischen Bewegung hängt eine große Lebendigkeit des ganzen geistigen Lebens zusammen. Die Schranken gegen das Ausland sind gefallen. Offene und rückhaltlose Auseinandersetzung mit allen Gedanken des Westens hat begonnen. Man hat kein sonderchinesisches Reservat mehr, an das man sich zu klammern suchen würde, wie Tschang Tschï Tung das noch getan hatte. Eine philosophische Gesellschaft wurde begründet unter dem Vorsitz von Liang K'i Tsch'ao, Tsiang Po Li und dem besonders auch in Deutschland bekannten Dr. Carsun Chang, die fremde Professoren nach China einlud. Bertram Russell von England, Dewey von Amerika, Hans Driesch von Deutschland und Rabindranath Tagore aus Indien haben dem Ruf bis jetzt Folge geleistet. Andere werden folgen.

Eine Zeitlang schien es, als ob die kulturelle Selbständigkeit Chinas im Zustrom der neuen Gedanken rettungslos verloren sein würde. Der Krieg hat da Wandel geschaffen. Die wesentlichen, europäisch-amerikanischen Staaten zeigten doch zu deutlich in diesem Krieg die furchtbar gefährlichen Seiten ihrer Kultur. China erwachte aus dem Kosmopolitismus, in den es schwärmend eingetreten war und der sich in den Schriften K'ang Yu We's und anderer Zeitgenossen zeigte, zu einem bewußten Nationalgefühl. In dieser Richtung wirkten dann auch ganz besonders die neuerdings auftretenden russischen Einflüsse. Das neue Rußland, das in Europa vielfach mit dem gedankenlosen Schlagwort „Bolschewismus" erledigt werden möchte, ist eine viel mehr zusammengesetzte Erscheinung, als wir hier sehen. Außer dem Prinzip des Kommunismus ist der Sowjetgedanke sehr mächtig, der die freie Zusammenarbeit vollkommen selbständiger gesellschaftlicher oder nationaler Bildungen bedeutet. Dieser Sowjetgedanke stärkt in Asien überall das nationale Element. So auch in China. Keine „gelbe Gefahr", das inhaltleere Gespensterphantom des europäischen schlechten Gewissens, kein blutiger Agrar-Kommunismus, kein „Bolschewismus" in diesem Sinn ist von China zu erwarten. Wohl aber die feste Entschlossenheit, Herr im eigenen Hause zu werden, die Knechtung der Jahrhunderte, europäische Anmaßung zurückzuweisen, eine gleichberechtigte Nation unter andern zu sein und gemeinsam mit ihnen an den großen Menschheitszielen mitzuarbeiten. Das sind die Ziele von Jungchina. Deutschland und Rußland haben China dieses Recht freiwillig zugestanden. Die andern Nationen, die von den Chinesen als Unterdrücker empfunden werden, sehen sich einem sehr starken passiven Widerstand gegenüber, der die ganze chinesische Nation einigt. Sie kämpfen mit Tanks und Maschinengewehren und reden in ihrer Presse von chinesischen Aufständen, wenn sie einmal wieder einige hundert Chinesen niedergeschossen haben — ohne daß Europäer getötet worden wären! — China hat dem allen gegenüber nur die neue Waffe der Entschlossenheit. So spielen sich dort vor unseren Augen entscheidende Kämpfe einer neuen Weltgestaltung ab.

Frankfurt a. M. Richard Wilhelm

Wohnungsnot

Zur Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat gelegentlich seiner Juni-Tagung in Eisenach sich in eingehenden Beratungen mit der Wohnungsnot beschäftigt und im Anschluß daran eine „Kundgebung" erlassen, welche die allerweiteste Verbreitung und die allergrößte Beachtung verdient, um so mehr als damit öffentlich ausgesprochen wird, daß endlich auch die Kirche, d. h. die sämtlichen im Kirchenbund zusammengeschlossenen Landeskirchen Deutschlands, miteintritt in den Kampf gegen die Wohnungsnot. Es muß mit Genugtuung erfüllen, daß der Aufruf des Kirchen-Ausschusses in richtiger Erkenntnis und Würdigung dieser Frage die Beseitigung „dieser schlimmsten sozialen Not, unter der wir gegenwärtig leiden", als „unsre wichtigste soziale Aufgabe und die unumgängliche Voraussetzung für den Wiederaufbau unsers Volkslebens" bezeichnet und sich auch seinerseits verpflichtet fühlt, „das öffentliche Gewissen, das unter dem Druck der Zeit einzuschlafen droht, wachzurufen".

Eine solche Kundgebung von so hochbedeutsamer Stelle aus wird nicht ohne Widerhall bleiben können, zumal die darin enthaltenen Andeutungen über Wesen, Ursachen und Erscheinungsformen dieses Übels sowie über die zu seiner Bekämpfung erforderlichen Mittel gar zu sehr der Ergänzung bedürfen und zu ausführlicheren Betrachtungen geradezu herausfordern. Wenn wir das wahre Wesen der Wohnungsnot erfassen wollen, müssen wir zeitlich etwas weiter zurückgreifen, als es der Aufruf tut, der mit seinem Rückblick nicht über den Weltkrieg hinausreicht.

Eine Wohnungsnot hat es schon lange vorher gegeben; schon viele, viele Jahre bezeichnen die Mediziner die ungesunden Wohnungen als Brutstätten der furchtbarsten Krankheitskeime insbesondere für Tuberkulose; die Kriminalisten nennen die schon seit langem immer vorhanden gewesenen lichtlosen, aber übervölkerten Hinterhäuser und Keller der Großstädte Schlupfwinkel für das lichtscheue Gesindel, Verbrecherhöhlen und Geburtsstätten aller Ausschreitungen gegen Moral und Gesetz, und die Pädagogen beklagen diesen Raum- und Sonnen- und Bettenmangel in den Wohnungen der Eltern von jeher als die tiefste Ursache der körperlichen, geistigen und seelischen Verkümmerung und der sittlichen Verwilderung ihrer Zöglinge und Pfleglinge. Das war schon zu einer Zeit, wo man bei den auf etwa 15 Millionen veranschlagten Wohnungen des Deutschen Reiches bedingterweise noch von einem Wohnungsüberfluß sprechen durfte, denn damals standen ungefähr 5% aller Wohnungen, d. h. rund 800 000 Wohnungen, leer; eine Räumung der für Leib und Seele verderblichen Krankheits- und Seuchenherde hätte stattfinden können, hat aber schon damals nicht stattgefunden und, was noch schlimmer ist, sie wurde nicht einmal gefordert. Ja am allerübelsten wirkt es, wenn man hört, daß das Angewiesensein auf solche in jeder Beziehung ungeeigneten Wohnungen von den Insassen gar nicht als Not empfunden und ebensowenig verabscheut worden ist. Leuchtet es da nicht wie ein Hoffnungsschimmer, daß diese in ihrer Wohnungsnot verwilderten Menschenkinder endlich den Schrei nach Erlösung ausstoßen? Gerade von diesen Stellen aus wird jetzt die Wohnungsaufsicht angerufen und auf die Unhaltbarkeit solcher Zustände hingewiesen. Heute fordern die Hausbesitzer selber die Räumung ihrer durch Feuchtigkeit und Verwahrlosung dem schleichenden Verfall preisgegebenen Hinterhäuser und Kellerwohnungen, die sie früher als eine willkommene Einnahmequelle für (Wucher!-) Mieten — der Baupolizei sorgsam zu verschweigen gewußt haben. Erst in diesen Tagen des Elends haben die Eltern kinderreicher Familien den Blick dafür gefunden, daß es unmoralisch ist, wenn Erwachsene verschiedenen Geschlechts in einem und demselben Zimmer schlafen.

Aber jetzt kann so gut wie nichts gebessert werden. Der Krieg als großer Lehrmeister hat diese wachsende Erkenntnis von der Unsagbarkeit des Wohnungselends in den Herzen grausam zwar erschlossen, aber die Wohnungsnot selbst durch Vernichtung aller Möglichkeiten der Abhilfe auf eine untragbare Spitze getrieben. Denn jetzt sind nicht nur die vorhin erwähnten 5%, d. h. 800 000 leere Wohnungen besetzt, sondern es ist zu deren Elend als weitere Verschärfung noch das Fehlen von Wohnungen hinzugekommen. Durch zehn Jahre hindurch, von 1914 bis 1924 ist jegliche Bautätigkeit unterbunden gewesen. Deutschland brauchte bei einer Bevölkerungszunahme von 800- bis 900 000 Köpfen für das Jahr einen jährlichen Wohnungszuwachs von 200- bis 220 000 Wohnungen, wobei der allgemein gültige Durchschnitt von vier Köpfen auf den Haushalt, und damit für die Wohnung, angenommen ist. Der durch Stillegen der Bautätigkeit entstandene Wohnungsausfall beträgt somit 2 200 000 Wohnungen. Werden die genannten 800 000 Wohnungen, weil jetzt besetzt, abgezogen, so bleibt immerhin ein Fehlbetrag von 1 400 000 Wohnungen. Rechnen wir auf einer Seite die Verluste von Einwohnerzahl durch Krieg und Abtretung ab, so müssen wir auf der andern Seite die erfreulicherweise eingetretene bedeutende Zunahme an Eheschließungen berücksichtigen: 1900: 476 491, 1913: 513 283, 1916: 279 076, 1919: 844 978, 1920: 984 978!!, 1923: 582 725, also immer noch bedeutend mehr als in den Friedensjahren trotz der höheren Bevölkerungszahl. (Entnommen aus H o p p e s „Die Finanzierung des Wohnungsbaues".) So kommt es, was auf keine Weise beschönigt werden kann: Die Wohnungsnot kann zur Zeit nicht behoben werden, denn es fehlen nach dem Urteil von Kennern der Verhältnisse wenigstens 600 000 Wohnungen. Die Wohnungsnot hat sich verschärft, denn sie wird jetzt erkannt, mit Ingrimm tief empfunden und durch die Aussichtslosigkeit bis zur Verzweiflung gesteigert. Und gerade diese letztgenannten Steigerungs- und Verschärfungsgründe fehlten bis zum Kriege an der a l t e n Form der Wohnungsnot.

Ganz besonders traurig ist es, daß diese Not nicht allgemein empfunden wird. Von ihr werden nur gewisse Teile des Volkes betroffen. Die Lebensmittel- und die Währungsnot haben seinerzeit Jeden erfaßt. Niemand hat sich hier entziehen können. Ganz anders jetzt. Nach der Statistik des Deutschen Reiches Bd. 287 I u. II Berlin 1919 entfielen auf 100 Wohnungen im Reich 54,5 Kleinstwohnungen (1—2 Zimmer) und 84,3 Kleinwohnungen (1—4 Zimmer). Deren Inhaber sind die Objekte der Wohnungsnot. Hier herrscht unbeschreibliches Elend. Denn was kann man sich darunter vorstellen, wenn man von Wohnungsämtern erfährt, daß in einer bisherigen Vierzimmerwohnung, von einer Familie bewohnt, als die Kinder noch schulpflichtig waren, jetzt die Familie des inzwischen verheirateten Sohnes und zweier verheirateten Töchter Aufnahme finden mußten, oder auf einem Flur hinter derselben Flurtür in 4 Zimmern sich drei wildfremd gewesene Familien zusammengewöhnen müssen, alles junge Ehepaare, die nicht leise genug sprechen können, ohne sich zu stören, die aber hier ihren Zuwachs erhalten und aufziehen sollen? In drei Zimmern, durch einen Flurgang getrennt, halten sich folgende Personen auf: In einem Zimmer, durch einen Notherd zugleich als Küche eingerichtet, schläft in einem Bett eine 58 jährige verwitwete Mutter, ebendarin eine 28 jährige verheiratete Tochter und noch eine elfjährige Enkelin, in dem andern Bett eine 31 jährige verwitwete Tochter, tuberkulos, mit ihrem 12 jährigen Sohn; gegenüber in dem zweiten Zimmer schläft in einem Bett der 70 jährige Großvater, und in dem andern Bett ein Sohn mit Schwager (der Mann der verheirateten Tochter). In diesen Haushalt muß eine unverheiratete Tochter von auswärts aufgenommen werden, die ihrer Niederkunft entgegen sieht und sich danach verheiraten will mit einem Manne, der tagüber zwar auswärts ist, aber oft schon jetzt zur Nacht in diesen überlasteteten Räumen auch noch Aufnahme für sich fordert.

Allein diese der Wirklichkeit entnommenen Fälle mögen genügen, um den Gegensatz zu den Verhältnissen jener zu zeigen, die in den (in obiger Berechnung offenstehenden, 15% betragenden) großen und Luxuswohnungen untergebracht sind und Wohnungen genießen, in denen sie naturgemäß von einer Wohnungsnot nichts wissen und nichts verstehen können, da sie am eigenen Leibe noch nichts davon verspürt haben. Auskömmliche Einnahmen sichern vor der Wohnungsnot. Aber nur 15% der Bevölkerung gehört zu den Beneidenswerten; 85 vom Hundert, nämlich Armut und Mittelstand, können sich nicht schützen, sie sind die Opfer, und darum ist die Wohnungsnot „eine Not der arbeitenden Klassen, eine soziale Not". Wenn die Wohnungsämter ihre Akten öffneten, oder die Gemeindehelfer erzählen wollten — die Öffentlichkeit würde nichts davon hören wollen, weil sie es nicht ertragen könnte. Dennoch aber dürfen wir keine Vogel-Strauß-Politik treiben. Wir müssen dem größten Feinde unserer Wiederaufbauarbeit offen ins Auge schauen und den Kampf aufnehmen.

Die Hauptaufgaben in diesem Kampf müssen von zwei Fronten aus übernommen werden, und zwar einmal von dem Staate, das andere Mal von der Kirche. Die Erwartungen an den Staat spricht die Kundgebung des Kirchen-Ausschusses dahin aus, daß „die zuständigen Behörden und Körperschaften in Reich, Staat und Gemeinde alles daran setzen, um ausreichende Wohnungen zu schaffen". Damit kann natürlich nur die in den letzten Jahren neu aufgetretene Ursache, das Fehlen von Wohnungen, bekämpft werden, und das kann einzig und allein auf dem Wege der Förderung des Neubaus geschehen. Dem Neubau stellen sich zur Zeit immer noch die Geldknappheit und Kreditnot, die hohen Zinsfüße der Anleihen und die gegen den Frieden fast verdoppelten Baukosten wirksam entgegen. Anleihen sind im ganzen Reiche so gut wie gar nicht unterzubringen. So muß denn der Staat zu einer weiteren Erhöhung der Hauszinssteuer um 20% der Friedensmiete greifen und versucht es auch, wie wir aus dem Verhandlungsbericht des Steuerausschusses vom 10. Juli d. J. entnehmen können. Aus den daraus zu erwartenden Beträgen soll die Förderung des Wohnungsneubaues, die Erhaltung des alten Wohnraumes und die Unterstützung zahlungsschwacher und -unfähiger Mieter vorgenommen werden. Hoffentlich gelingt es diesmal, die nicht mehr zurückzustellenden Ziele zu erreichen! Ein nochmaliger Mißerfolg nach den vielfachen, aber nie ernst genug genommenen Anfängen müßte katastrophal wirken! Auf alle Fälle aber vergeht bis zur Wirkung der guten Absichten des Staates noch eine geraume Zeit; bei normaler Entwicklung sind dafür doch wenigstens 3—10 Jahre einzusetzen. Inzwischen jedoch muß auch sonst noch und von anderer Seite gearbeitet werden, daß der mit der Wohnungsnot unmittelbar und untrennbar zusammenhängende Zusammenbruch der Gesundheit, Moral und Sitte und Religion unsers Volkes noch abgedämmt werde. Dieser Arbeit nun muß vornehmlich die Kirche ihre Kraft weihen.

„Besonderer Anstrengungen bedarf es, um Versäumtes nachzuholen!" So steht in der Kundgebung. Welcher Art diese Anstrengungen sind, darüber würde von berufener Feder an diesem Orte ausführlich gesprochen werden müssen. Aber das soll schon jetzt betont werden: die Kirche darf ihre Hoffnung, wie man aus der Kundgebung schließen könnte, auf keinen Fall auf den Staat richten, sondern sie muß selbständig und unabhängig von dem Staat mit eigenen Kräften und Mitteln auf eigenen und vornehmlich für sie gangbaren Wegen vorgehen. Sie darf ihre Maßnahmen nicht in eine fernerliegende Zukunft hinausschieben und davon abhängig machen, ob die fehlenden Wohnungen bereits durch Neubau ersetzt sind. Nein! Die Zeit für ihre Arbeit ist die Gegenwart. In der Gegenwart kann neben dem Staat auch die Kirche an der Neuschaffung und Neugewinnung von Wohnraum mitwirken durch ihren Einfluß bei den Reichen, die mit einiger Selbstüberwindung und gutem Willen in ihren Häusern Mansarden und anderen entbehrlichen Raum zu Wohnungen ausbauen könnten, wenn sie sich — und dabei können die kirchlichen Organe ebenfalls mithelfen — bereit fänden zur Aufnahme eines wohnungslosen Mieters oder einer alleinstehenden Witwe, die ihrerseits wieder ihre durch Tod und Wegzug ihrer Angehörigen vereinsamt gewordene Wohnung räumen könnte für neugebildete oder zahlreich gewordene Familien. Hier bedarf es oft nur des freundlichen Zuredens und geeigneter Aufklärung, um schöne Erfolge zu erreichen. Mit jeder neuen, jeder durch Freimachung und Räumung dem Wohnungsmarkt gewonnenen Wohnung wird wieder eine Familie vor großem Unglück bewahrt oder aus dem Elend erlöst. Wenn eine einzelne, vereinsamt gewordene alte Dame oder ein Ehepaar noch im Alter an dem Wohnungsluxus von 6—12 Zimmern festhält und sich weder von den Gewohnheiten, vom Raum und von längst überflüssig oder entbehrlich gewordenen Möbeln trennen kann, während Tausende und Abertausende wohnungsloser Familien auf den Wohnungsämtern nach Erlösung heulen und schreien, da darf auch der Seelsorger nicht eher Ruhe finden, als bis er diesen armen Alten Reichen geholfen hat, wieder einfacher zu werden und in weiser und christlicher Beschränkung sich selbst zu überwinden. Oft liegt es nur daran, daß die rechten Menschen, die in Wohnungsluxus und Wohnungselend stehen, zusammengeführt werden; sie finden dann selbst Wille und rechte innerliche Einstellung zu gegenseitiger Hilfe. Wie viel Segen kann da eine durch rechte Seelsorge getriebene Vermittlung schaffen! Wenn sie nur kräftiger als bisher, und eindringlich betrieben würde! Und wenn die zur Mitarbeit berufenen Seelsorger selbst mit dem besten Beispiel vorangingen*).

Unter den Augen der Kirche darf es auch um der Wohnungsnot willen nicht mehr so oft vorkommen und bedarf auch um dieses Grundes willen des allerschärfsten Widerstandes, daß sich Frauen von den Männern scheiden und durch Forderung einer zweiten Wohnung für die zerrissene Familie die Wohnungsnot unnötig verschärfen! Die eigenwilligen Ehegatten müssen in Wohnungen geführt werden, wo z. B. ein Elternpaar mit 7 Kindern in einem Zimmer haust, in dem kaum drei Betten Platz haben, damit sie prüfen und vergleichen können, ob es dann nicht das kleinere Übel ist, um dieser Elenden willen sich in einer Luxuswohnung aus dem Wege zu gehen und auf die Trennung und den Anspruch auf die zweite Wohnung zu verzichten. Aber auch hier muß Aufklärungsarbeit geleistet werden, und in der allerdringlichsten Form! Wenn dann noch mit allen Mitteln für rechtzeitige Aufnahme alter alleinstehender Personen in die Altersheime oder in die Familien der Kinder gesorgt werden würde, so könnte die Kirche allein durch diese angedeutete Mitarbeit mehr Wohnraum dem Wohnungsmarkt erschließen als der arme Staat zur Zeit durch Neubau. Den mit der Wohnungsnot zusammenhängenden Gefahren für Moral, Sitte und Religion muß auch die Kirche mehr als bisher entgegenarbeiten, durch Wohnungspfleger und, wo deren Kraft aufhört, durch Wohnungspflegerinnen, die als kirchlich Beauftragte zu wirken hätten, nicht nur bei Beratung der besseren Wohnungsausnützung — Verzicht auf die meist unbenutzte „gute Stube" und Vermehrung der Schlafzimmer unter Rücksicht der Trennung der Geschlechter —, bei schärfster Beaufsichtigung des Schlafstättenwesens und -Unwesens, sondern auch durch Gründung und Leitung von christlichen Wohnungsvereinen und Hilfsvereinen, deren Mitglieder ihrerseits durch entsprechende Mittel zur regsten Mitarbeit in dem Kampfe gegen die Wohnungsnot begeistert werden müssen. Schwer ist der Kampf. Wer vermag mehr und bessere Wege zu weisen? — —

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!" sagt Jesus (Joh. 14, 12). Wir in der „Christlichen Welt" wollen raten und taten, wie es zu machen sei, daß unsre Mitbrüder und Schwestern wegen irdischen Wohnungsmangels und irdischer Wohnungsnot nicht im religiösen Leben und in der Lust am Herrn behindert werden, damit, die im Wohnungselend sind und so unsagbar Schweres zu leiden haben, dennoch dereinst auch droben in „Seinen" Wohnungen Raum und Aufnahme für die Ewigkeit finden, und nicht einen von uns, die wir lebendige Glieder der Kirche sein wollen, anklagen, als hätten wir schuld, daß sie nicht in „Sein" Haus geführt werden können.

Marburg Paul J Henkel

*) Es wirkt erschütternd für den, der ununterbrochen in das unbeschreibliche Wohnungselend hineinsieht, wenn er in der Bahn anhören muß, wie ein Pfarrer es als unerhörte Zumutung zurückweist, daß heute jeder Arbeiter sein eigenes Häuschen haben will, und im gleichen Atem erzählt, wie er mit Hilfe seiner Kirchenbehörde erreicht hat, daß sein Pfarrhaus von Zwangsmietern freibleibt — und wenn ein anderer Pfarrer, ebenfalls mit Hilfe seiner Kirchenbehörde, eine alleinstehende Frau aus dem Pfarrhause ausweist. Gewiß Einzelfälle, aber wie wirken sie auf die bis zur Verzweiflung Gequälten! D H

Wilhelm von Scholz

Sucht man nach dem bezeichnenden Wort für den immer wiederkehrenden Eindruck der Lyrik Wilhelms von Scholz, so stellt sich das zunächst merkwürdig klingende Wort Dichtigkeit ein. Die Spannung von einem Bild zum andern ist aufs äußerste verengt, der Dichter rechtet mit sich um jedes Wort. Die Dinge erscheinen sicher eingegrenzt, und wenn Scholz Blumen und Erde, das Spiegelglas und das Abendschiff auf entschlummernder Flut um ihre letzten Wesenszüge befragt, verliert er sich auch in seinen frühen Gedichten nicht in unbesorgtem Dahinreden. Dabei aber kann man hier nicht von Naturalismus sprechen. Wohl ist er, der im Jahre 1874 geborene, durch die Schule dieses Stils hindurchgegangen, sie hat seinen Blick geschärft, sein Ohr verfeinert, aber er sucht von Anfang an über die gegenständliche Darstellung hinaus die Brücke zum innern Sinn, hinter dem äußeren Klang den innern Rhythmus.

Der Schlafende

Der Kopf entsinkt der engen Hand,
die wachend ihn und seine Welt umspannt,
in Schlaf. Die Hand sinkt offen neben ihn,
als ob sie jetzt das schwere Traumhaupt trüge,
das seine Augen auftut; und als schlüge
sie ein in Träume, die entfliehn,
schließt sie sich fest.

Die Faust, die das Unsichtbare bezwingt,
das hinter dieser finstren Stirn
jetzt wesenlose Reigen schlingt,
mir ist, sie müß' im Morgengraun zerfallen,
wenn ihre Welt verbrandet und versinkt ...

Die Herrscherfaust vermag nur Schlaf zu ballen.

Da ist die Hand der natürliche Mittelpunkt des Gedichts. Sie hat sich zuerst eng um den Kopf des noch Wachenden geschlossen, nun liegt sie geöffnet, wie unter schwerer Last, und schließt sich plötzlich zusammen; die eine Silbe fest am Ende der ersten Strophe zeigt dies bis zum Klappen hörbar an. Jetzt ist sie Faust, und das ganz real begonnene Bild steigert sich traumhaft mit nicht minder plastischer Deutlichkeit weiter, wie es, von dem Ansatzpunkt der Hand ausgegangen, den ganzen schlafenden Menschen mit seinen Träumen leibhaft gemacht hat.

Gleich glücklich wird in ganz neuer Wortfügung der Natureindruck gesteigert.

Über den Lichtern im Tal
Ist es wie Atem erwacht.
Frühling kommt über das Tal
In raumgrauer Nacht.
Warm steht die Luft um die Höhn
Wie um rauchdunkle Herde.
Talkühl liegts unter den Höhn —
Auffühlt die Erde.

Wie deckt das Wort raumgrau den Farbeneindruck der ersten Frühlingsnacht, und mit welch metrischer Feinheit ist in der letzten Zeile der Ton plötzlich auf die erste Silbe, das gewissermaßen befreit eratmende Auf gelegt.

Wie Scholz sich als Lyriker unablässig verfeinert hat, so war ihm auch als Erzähler eine bedeutende Entwicklung beschieden. Sein Aufstieg gipfelt nicht in der Gewinnung bestimmter neuer gesellschaftlicher Umkreise für die Novelle. Man fühlt: diesem Erzähler sind die Begebenheiten des äußeren Lebens als selbstverständlich zugefallen; das Besondere, sagen wir es wieder, das Naturalistische eines Berufs, eines örtlich gebundenen Beieinander reizt ihn nicht zu dichterischer Wiedergabe. Dennoch erobert er ein neues Gebiet, und der zweite Band seiner Erzählungen trägt den verheißungsschweren Namen: „Zwischenreich". Man würde den Gehalt dieser durchweg sicher und zwingend aufgebauten Erzählungen trivialisieren, wenn man sie Gespenstergeschichten nennte. Es sind ganz von gelebtem Leben erfüllte Novellen, aus denen heraus das Geheimnis, in dem wir alle hangen, bang und fragend spricht. Der Höhepunkt ist wohl die Antwerpener Sage, darin von einem Mädchen die Rede ist, das allen häßlich, gewöhnlich, fast abstoßend erscheint, von der aber unter Karls des Fünften Blick die eben noch besessene Gestalt wie ein schlechtes Kleid zu Boden fällt: „so innerlich schön, so vom Licht ihrer Liebe leuchtend, das im Haar um ihren Kopf in einer Aura strahlte", steht sie da, und noch durch das Antlitz der Erstochenen geht es wie ein kaum sichtbarer Krampf, als wollte es einen andern Ausdruck annehmen und lächeln, da sich der Kaiser über sie neigt.

Die Sicherheit dieses Aufstiegs verrät den Erben alter Kultur. Ihnen bleibt, ich denke etwa an Ricarda Huch oder Gustav Falke, fast immer in hohem Maße jenes Ringen um die Form erspart, das die aus gesellschaftlicher Tiefe Emporsteigenden, etwa Sudermann, die Hauptmanns, Holz, Dehmel — durchkämpfen müssen. Scholz ist ein Berliner, aus vornehmster altbürgerlicher Welt, und der Vergleich mit dem aus derselben Stadt, wenn auch aus älteren Verhältnissen stammenden Paul Heyse ist durchaus fruchtbar. Beiden eignet von Anfang an geschlossene lyrische Form, die sich schon in frühen Jahren nicht zu Dramen, aber zu lyrischen Szenen zusammenschließt. Die jugendliche Kunst Beider erscheint unvergänglichem Kulturgut wesenhaft verknüpft, und vollends in dem Tonfall der Novelle erklingt bei dem spätern Meisten die gleiche niemals verkrampfte Weise jenes reinen erzählenden Stils, der letzlich auf die gerundete Form des Boccaccio zurückweist. Beide lassen sich gern durch Dritte erzählen und wissen dann im Vortrag die Färbung des Sprechers mitzugeben: der in später Kasinostunde die Geschichte des Fähnrichs von Braunau aus der Erinnerung heraufholende Offizier redet bei Wilhelm von Scholz ganz anders als der alte Maler, der von einer Begegnung mit Hebbel, oder der Briefschreiber, der von der Liebe im Traum berichtet.

Auf der gleichen Linie sicherer Einfühlung und nicht gelehrter aber innerst verbundener Erfassung von Natur und Geschichte, Denkmal und Umwelt liegen Scholzens Landschaft- und Stadtschilderungen. Der Berliner hat sich am Bodensee heimisch gemacht. Wandernd und schauend nahm er den Reiz dieser Gestade in sich auf. Meisterlich führt er in acht Prosaschilderungen auf das Schwäbische Meer, an seine Ufer und in seine Städte und Schlösser, wie er mit geschichtlich nachspürendem Verständnis die Würzburger Residenz darzustellen wußte:

> das Sichniedersenken der von Tiepolo bemalten Riesendecke des Treppenhauses über dem Aufsteigenden und das erste Festwerden des ungeheueren Gemäldes, das über dem Ankömmling auf dem unteren Treppenteil schwebt, schwankt und auch in sich noch ganze Fülle und Wirrnis ist.

Wer, der je zuerst diesen Raum unsagbarer Herrlichkeit betreten hat, fühlte nicht eigene Schauer und eigene Erhabenheit in dieser klassischen Schilderung nach?

In jener Antwerpener Sage aus dem Umkreis Karls des Fünften finden wir uns noch einmal besonders lebhaft an Paul Heyse gemahnt, an den Dichter der schönen Abigail in den Novellen aus der Geisterstunde. Hier rührt Scholz nicht zum ersten und zum letzten Male an geheimnisschwere Verflechtungen, deren Umrätselung in das Bild der geistigen Krise unserer Tage gehört. Der tiefe Unglaube an die naturwissenschaftliche Folgerichtigkeit und Endgültigkeit des einst so sicher behaupteten monistischen Weltbilds, die Erschütterung aller als unverrückbar geltenden Lebensformen in Haus, Staat, Volk und Welt, die seelische Aufgewühltheit durch namenloses Leid und in ihrer überstürzten Folge dem Weltbild schwer einzuordnende Katastrophen — das alles hat einen neuen Kultus des Geheimnisvollen, eine Sucht zum Übersinnlichen erzeugt, die bei Vielen nicht auf dem Wege zum Kreuz, sondern in einem oft ergreifenden, oft abstoßenden geistigen Taumel, in einer Hinwendung zu dem, was man

Geisterreich nennt, gesucht wird. Es wäre unverständlich, wenn nicht auch aus unsrer Dichtung etwas von diesem unberatenen Suchen spürbar wäre, aber es wäre gegenüber dem Geheimnis schöpferischer Kunst banal, den gerade jetzt im Schwange gehenden Okkultismus, für oder gegen den hier nichts gesagt sein soll, mit dieser Kunst Wilhelms von Scholz in Verbindung zu bringen. Überall handelt es sich ja nur darum: ein Dichter, ergriffen von den unser tägliches Leben umschwebenden Geheimnissen, angsthaft und wieder rauschhaft erfaßt von der wunderlichen Unmittelbarkeit menschlicher Anziehung und Abstoßung, gestaltet das im Zwischenreich Ungreifbare zum Bilde. Wie beim Chladnyschen Experiment durch den Strich des Geigenbogens der Sand auf der Platte zu rhythmischen Figuren zusammenschießt, der Stoß eines täppischen Fingers aber die Körnchen wieder zu einem sinnlosen Haufen wirft, so eint der Dichter hier das im Alltagsdasein Zerflatternde, nur selten aus dem Unterbewußtsein Emporsteigende zu einer unentrinnbar seltsam eingestimmten Harmonie.

In der Lyrik hat Wilhelm von Scholz in seinem Berliner Landsmann Ernst Lissauer, in der Erzählung in Ernst Heilborn, Wilhelm Schäfer, Rudolf G. Binding Verwandte, lauter Dichtern, die gleich ihm nach zuchtvoller Bändigung, nach lebensvoller Eingrenzung streben. Sie bilden weder eine Schule noch einen Kreis, und so wirkt auch Wilhelm von Scholz, obwohl er ein Kulturpoet ist und weil er innerhalb des Reichtums seiner Kultur langsam aufstieg, als eine Erscheinung von stolzer Selbständigkeit, deren dramatische Wendung auf Emil Götts spröde Kunst zurückweist. Auf dem Wege seiner durch Anschauung von Landschaft und Geschichte gesteigerten künstlerischen Selbsterziehung gelangte Wilhelm von Scholz in der dramaturgischen Betrachtung unseres dichterischen Erbguts vor allem zu Hebbel zurück. Und sehr bezeichnender Weise fesselte ihn nicht zuerst der Hebbel der Massen-Kultur-Psychologie, wie er aus den Volksszenen der Judith und aus den Nibelungen spricht; Scholz weist im Gegenteil nach, wie stark epische und nicht dramatische Kausalität noch in das Siegfried- und Kriemhildendrama mit hineingewachsen ist. Das Problem von Herodes und Mariamne lockte Scholz, das große dramatische Geschick in dem Freundschaftsverhältnis von Kandaules und Gyges. Und in dieser Zurückführung dramatischer Spannkraft auf das letzte innerste Verhalten von Mensch zu Mensch ist Scholz als Dramatiker er selbst geworden. Er hat, und wieder spüren wir Hebbels Einfluß, im „Juden von Konstanz" das Problem des äußerlich, ohne inneren Durchbruch, von einem Glauben zum andern, von einer Lebensgemeinschaft zur andern übergetretenen Menschen dramatisch geben wollen, ohne es doch zu zwingen. Das Schauspiel „Die gläserne Frau" zeigte einen Menschen in zwei übereinander geschichteten seelischen Lagen und erwies die dramatische Fruchtbarkeit dieser Einstellung. Ein Mensch kann einen Kräftekreis seiner Seele besitzen, der ihm im Tageslauf nicht bewußt wird, aus dem aber seine letzten Entschlüsse und endlich Tod und Leben für ihn quellen. In der Bannung an diesen Kräftekreis flieht er einmal aus dieser Welt, wird von einem Dritten, der auf diese Bahn eintreten kann, ins Leben zurückgeholt und zerbricht dann doch, da er endgültig aus dem zweiten Bewußtsein ins Leben des ersten entlassen wird, für das er keine Kraft mehr hat. In seiner „Meroe" setzte Scholz, wiederum in ganz Hebbelscher Fragestellung und gedrängter Kultstimmung, König und Königin neben- und gegeneinander und verknüpfte damit das dramatische Lieblingsthema unserer Tage (oft an Friedrich dem Großen abgewandelt): Vater und Sohn; auch hier gelang die ganz organische Schürzung und Lösung noch nicht. Erst die freilich noch viel zu breiten, nicht genug ins Enge gebrachten „Vertauschten Seelen" zeigten Scholz in neuer Entwicklung auf verheißungsvollem Weg. Denn jener geheimnisvolle Zug zum Unfaßbar-Unbenannten, dem wachen Bewußtsein Unwirklichen ward nun, wie im knappen Rahmen der Novelle, so in dem breiten des Dramas gestaltet. Immerhin: hier arbeitet Scholz noch mit einem äußerlichen Symbol und ohne die letzte Folgerichtigkeit, die erst in dem schon vordem entstandenen „Wettlauf mit dem Schatten", einem der seltsamsten deutschen Dramen der Zeit, ganz rein ans Licht tritt. Mit einer ganz unvergleichlichen seelischen Energie packt Scholz hier das Problem an und führt es in knappstem Aufriß durch. Einem Dichter offenbart sich unbewußt in seinem Werk das ihm bis dahin unbekannte Schicksal seiner Frau; der Fremde, einst dieser Frau angehörig, taucht plötzlich wieder auf und findet erschüttert, befremdet, in dem durch öffentliche Vorlesung bekannt gewordenen, noch unvollendeten Roman sein eignes Leben gespiegelt. Er kann nicht aus dem Umkreis heraus, verfällt dem stärkeren Kräftezentrum. So wie der Dichter, jetzt wieder fern von ihm, sein Leben weiter dichtet, so muß er es führen, und im Wettlauf mit dem Schatten kommt er wie der Schatten ans Ziel. Das konnte gewaltsam, grell übersteigert gegeben werden und ist doch, bannend in jedem Zug, dramatisch, mit dem ganzen Hauch des Geheimnisvollen und in jedem Augenblick mit dem vollen Ton eines Lebens gegeben, das zu erfahren jeder von uns schauernd befürchtet oder erwartet.

Dieses Drama ist einstweilen wohl der Gipfel Scholzscher Kunst, aber wir zweifeln nicht, daß der Dichter sich nicht verstiegen hat, wir glauben vielmehr an die Eröffnung neuer weiterer Wege.

Seine Gesammelten Werke sind in einer noch nicht vollständigen Ausgabe bei Walter Haedecke in Stuttgart erschienen. Der gleiche Verlag hat jüngst auch eine fünfbändige Auswahl und ein an Proben reiches Wilhelm von Scholz-Buch herausgegeben.

Berlin Heinrich Spiero

Bücher und Schriften

Christliche Glaubenslehre. Von Ludwig Lemme. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge 1918 f. 2 Bde. 375 und 343 S.

Christliche Apologetik. Von Ludwig Lemme. 430 S. Ebenda 1912 *).

Wenn ein Systematiker an seinem Lebensabend den Erwerb seiner Arbeit öffentlich vorlegt, so ist man zu großen Erwartungen berechtigt. Tatsächlich imponieren die drei Bände, die nun der längst erschienenen Ethik gefolgt sind, durch ihren Reichtum an Stoff. Vor allem wer den Zusammenhang des heutigen systematischen Denkens mit biblischen Gedanken verfolgt, wird hier eine dankenswerte Fundgrube finden. Auch die Anlage ist nach mancher Richtung lehrreich. Lemme nennt als die geistigen Väter seiner „positiven Gegenwartstheologie" den älteren Dorner und Martensen, setzt also die Linie der „positiven Vermittlungstheologie" fort. Daher spielt denn auch (nächst der breiten biblischen Begründung) Erfahrung und Erlebnis auf der einen, Spekulation auf der andern Seite eine leitende Rolle. Allein Lemme hat doch nicht vergeblich auch A. Ritschl u. A. studiert: er weiß, daß die Vermischung der Glaubenserfahrung mit Spekulation eine gefährliche Trübung bedeutet. Da er die Spekulation festhalten will, trennt er sie wenigstens grundsätzlich ab und verweist sie in die Apologetik als die Lehre von der christlichen Weltanschauung. Das ist ein gesunder Gedanke, der seine Leistung gegenüber seinen Vätern auf eine höhere Linie hebt. Dem entsprechen allerhand wertvolle Einzelzüge. So die Behandlung des Glaubens vor der Darstellung der großen dogmatischen Lehrkreise (freilich wird unter dem Titel „der christliche Glaube" zunächst und am ausführlichsten Religion und Offenbarung besprochen, erst dann und kürzer der Glaube selbst); die Einsicht, daß die „immanente Trinität" nicht Sache des Glaubens, sondern der Spekulation, daher nicht in der Glaubenslehre, sondern in der Apologetik zu erörtern ist; die Unterscheidung der Weltanschauung von dem (naturwissenschaftlich zu gewinnenden) Weltbild u. a. Demnach findet der Theologe hier so Manches, was ihn zur Auseinandersetzung reizt und fördert. Nur wird er zugleich bemerken, daß die Fortschritte sich in beiden

*) Mit so vielen wertvollen Anzeigen, die noch der Veröffentlichung harren, entstammt die Anzeige einer Zeit, wo die Not uns zwang so vieles zurückzustellen. Desgl. Sp. 715 f. D H

Werken mit Verzerrungen verbinden. Der Glaube z. B. tritt zu wenig in seiner lutherischen Kraft und Selbständigkeit heraus; das „spekulative Denken" wird, wie schon der Titel sagt, zur bloßen Apologetik, d. h. es verteidigt überlieferte Lehren, statt die im Glauben begründete Weltanschauung selbständig herauszuarbeiten. Ebenso ist die Anlage der Glaubenslehre seltsam genug. Sie beginnt nach einer meist historischen Einleitung mit dem Glauben (114 S.), dann folgen „die objektiven Voraussetzungen des Glaubens" (330 S.), endlich „die Entwicklung des Glaubenslebens" (149 S.). Die Wucht des Ganzen liegt im mittleren Teile, der fast die ganze überlieferte Dogmatik enthält, und zwar nach den drei Artikeln des Apostolikums gegliedert. Die Lehren von Gott, von Person und Werk Christi werden demnach zu „Voraussetzungen des Glaubens" gestempelt! Das ist so unevangelisch, daß man sich über die glückliche Inkonsequenz freuen muß, die Lemme meist daran hindert, mit dem Titel Ernst zu machen. Und was bleibt für den dritten Hauptteil: die „Entwicklung des Glaubenslebens?" Die Lehren von der Sünde, der Heilsaneignung und der christlichen Hoffnung, soweit sie nicht weltanschaulich sind, also in die Apologetik gehören. Aber ist die Sünde nicht eine „Voraussetzung" für das Verständnis des Werkes Jesu? die Heilsaneignung nicht Sache des „Heiligen Geistes" (gratia spiritus sancti applicatrix)? die Eschatologie, d. h. die „Jenseitsgewißheit der Gnade", nicht ein Merkmal alles ernsten Christenglaubens und, sofern Betonung des Jenseitigen, an den Anfang gehörend? In der „Apologetik" lassen die Fragezeichen sich ebenso häufen. Da wird zunächst noch einmal der Stoff der Glaubenslehre durchlaufen, aber diesmal unter dem Gesichtspunkt der Weltanschauung und in andrer Ordnung: die Lehren von Gott, vom Menschen, vom Gottmenschen und der Menschheit Gottes (366 S.). Dann folgt der zweite „polemische Hauptteil" gegen Atheismus, Pantheismus, Deismus; aber er ist mit 56 Seiten ein bloßer Anhang, eine Vermehrung der zahllosen Broschürenliteratur, statt eine gründliche monographische Bearbeitung des Riesenstoffes (etwa eine evangelische Überbietung des katholischen Buches von Klimke über den Monismus, die wir dringend brauchen). — Aber ich halte ein mit der Kritik. So lehrreich für den Fachmann vielfach die Auseinandersetzung mit Lemme ist, von den Lesern der CW werden nicht viele dazu geneigt sein. Ja wer die theologische Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts kennt, wird bei der Lektüre wenig Freude haben: Lemme mißversteht seine Gegner, besonders A. Ritschl (von dem er doch direkt oder indirekt an wichtigen Punkten abhängig ist), so hanebüchen und schlägt so groteske polemische Purzelbäume, daß man versucht ist, seine Bücher mit Schmerz und Lächeln bei Seite zu stellen — und doch sind sie wieder zu ernsthaft für ein solches Schicksal. Er gehört offenbar zu den Opfern der kirchenpolitischen Verhetzung; nur sollte man von einem Systematiker verlangen, daß er sich die Gesichtspunkte des Urteils nicht durch üble Kirchenpolitik beeinflussen ließe.

Halle Horst Stephan

Heinrich von Zütphen. Von Otto Erhard. Heft 4 der von Prof. D. Dr. Fr. Ulmer herausgegebenen Märtyrerbilder: „Treu dem Evangelium". Berlin W 35, 1925. Verlag des Evangelischen Bundes. 24 S. 0.40 M.

Ernst und würdig, durchweg auf der Grundlage der Quellen und der neueren Einzeldarstellungen wird hier des grauenvollen Endes (10. Dezember 1524) eines der ersten evangelischen Märtyrer und eines der Anhänger der Reformation auf niederländischem und niederdeutschem Boden, eines Ordensgenossen Luthers, gedacht. Warum ist sein Bild nicht beigegeben?

Halle Johannes Ficker

Frau Käthe Luther in Torgau. Von Agnes Bartscherer. Torgau 1925, Druck und Verlag Paul Schiemann. 19 S. 1 M.

Der Morgenstern von Wittenberg. Das Leben der Frau Doktor Luther dem deutschen evangelischen Volke erzählt von Oberschulrat Dr. Hermann Mosapp. (Aus klaren Quellen Bd. 13.) 6. bis 10. Tausend. Quell-Verlag, Stuttgart. 172 S. mit 1 Bildnis. Gebunden 3 M., auch 3.50 M.

Luthers Käthe. Von Dr. Carl Fey. Volksschriften des Evangelischen Bundes Nr. 20. Verlag des Evangelischen Bundes Berlin W. 35. 39 S. 0.50 M.

Die säkulare Erinnerung bringt uns manches Bekannte wieder und gibt uns auch Neues. Das Muster einer ortsgeschichtlichen Studie, in der auf das genaueste aus den Urkunden, geschriebenen, gebauten und gemeißelten, mit liebevoller Anschaulichkeit jede Einzelheit erhoben und betrachtet wird, so, wie es nur eine Frau kann, und in der auch über den örtlichen Rahmen hinaus alles irgendwie Ergänzende zu einer lebensvollen Darstellung verwertet wird, ist der Aufsatz von Studienrätin Bartscherer, der die Torgauer Zeit, die letzte Lebenszeit von Frau Käthe, behandelt: ein wertvoller Nachtrag zu allen bisherigen Biographien. Auch den Künstler des Grabsteinbildes — für das das Kieritzscher Medaillon sicher die Vorlage abgegeben hat — weiß die Verfasserin mit Wahrscheinlichkeit zu bezeichnen. Mosapps sehr ansprechendes, anschauliches Buch braucht nicht erst von neuem empfohlen zu werden; es gilt von ihm, was das Vorwort der 2. Auflage verzeichnet. Durchweg auf sorgfältiger Grundlage, läßt es viel die Quellen selber ihre Sprache reden: wie ergreifend wirkt gerade dieser Ausschnitt aus Luthers Briefen! Alle Schriften, auch die kleine von Fey, geben gute Bilder wieder. Zu den beiden letzteren Schriften bemerke ich, daß Katharina in Bohrna nicht von Benediktinerinnen, sondern von Augustinerinnen erzogen worden ist, vor allem aber, daß es nicht richtig ist, von Frau Käthe als „der ersten evangelischen Pfarrfrau" zu reden, oder, wie es auch sonst vielfach heißt, z. B. in den „Lutherabenden" von Glebe (s. u.): „Der 13. Juni 1525, der Geburtstag des deutschen evangelischen Pfarrhauses". Weder ist Luther Pfarrer gewesen, noch der erste Priester, der in der Reformationszeit in den Ehestand getreten ist. Johannes Ficker

Lutherabende. Von Pfarrer Karl Glebe. Eine Handreichung zur festlichen Ausgestaltung unserer Reformationsgedenkfeiern. Witten, Westdeutscher Lutherverlag 1925. 36 S. 1.50 M.

Wie wir doch noch rückständig sind in der Verwendung der ersten, nächsten Anschauungsmittel! In der viele gute praktische Vorschläge für literarische, musikalische und dramatische Ausgestaltung bietenden Schrift ist für die „Lutherabende" das Bildmaterial überhaupt nicht verwertet. In den überaus reichen Literaturangaben sind nur gelegentlich zwei Lichtbilderserien, ganz beschränkt im Inhalte, erwähnt. Was für ein unermeßlicher, fruchtbarster Anschauungsstoff für Luthers Leben und Werk — auch für die evangelischen Gesangbücher — vorhanden, über allem aber, was in Luthers Bildnissen für eine kostbare Gelegenheit zu vertiefender Schilderung gegeben ist, wird auch nicht gestreift. Die grundlegenden Werke für die Bildanschauung: Kaulfuß-Diesch, Schreckenbach-Neubert werden nicht genannt, die Veröffentlichungen der Luthergesellschaft nicht erwähnt, geschweige verwertet. Anschauung, Anschauung! Johannes Ficker

Kurze Übersicht über den Inhalt der Neutestamentlichen Schriften. Von Johannes Bauer. Zweite, neubearbeitete Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr 1925. VII, 60 S.

Gegenüber der ersten Auflage von 1920 hat diese „im Anschluß an den Gedankengang der einzelnen Schriften und unter Hinweis auf wichtige Stellen" im praktisch-theologischen Seminar Heidelberg entstandene Übersicht über den Inhalt des Neuen Testamentes innerlich wie äußerlich eine nicht geringe Bereicherung erfahren (1. Kor. 13, 4—7 „Wirkungen" — statt „Eigenschaften" — der Liebe). Nur Weniges wird man vermissen, wie etwa Lukas 1, 37 Bei Gott ist kein Ding unmöglich; Matthäus 22, 29 Ihr irret und wisset die Schrift nicht noch die Kraft Gottes; 3. Joh. 8 Der Wahrheit Gehilfen. Die Überschrift zu Apg. 20 würde sich vielleicht etwas klarer formulieren lassen („Milet: Abschied von den Ältesten der Gemeinde Ephesus"). Ist der „Königische" Joh. 4, 47 ohne Weiteres ein Hauptmann? Auch die drucktechnische Anordnung ist mit ausgezeichneter Sorgfalt so übersichtlich wie irgendmöglich ausgeführt. Walther Sattler

Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands 1924. 51. Jahrgang. Herausgegeben von Pfarrer D. J. Schneider. Gütersloh, Bertelsmann. 10 M, geb. 12 M.

Das verdienstvolle kirchliche Jahrbuch, dessen weitere Herausgabe nach dem Vorwort des vorigen Jahres in Frage gestellt schien, hat erfreulicherweise wieder in dem früheren Umfange erscheinen können. Der wertvollste Teil ist auch diesmal die kirchliche Statistik, die nicht bloß ein ungeheures Material sorgfältig gesammelt und gesichtet hat, sondern auch mit weitschauendem Blick daraus die Folgerungen für den Stand des kirchlichen Lebens zieht. Wir merken nur die wichtigsten an: Weiterer Rückgang der Geburtenziffer, besonders in den Großstädten, von denen Berlin und Hamburg keinen Geburtenüberschuß über die Zahl der Toten mehr haben, trotzdem die Großstädte in der Sterbeziffer günstiger dastehen. Die Säuglingssterblichkeit unter den unehelichen Kindern ist noch immer fast doppelt so hoch als bei den ehelichen, noch größer als in der Zeit vor dem Kriege. Wiederaufsteigen der Taufziffer: wohl infolge der zahlreichen Kirchenaustritte. Einer wieder fast normalen Eheschließungsziffer steht eine stete Senkung der Trauziffer gegenüber, die in Berlin nur noch 47,43 % beträgt. Die sehr ausführliche wertvolle Statistik der Mischehen stellt ein starkes Ansteigen der Mischehen fest: in Bayern 30,40, Baden 33,10 %. Die Abendmahlsziffer ist weiterhin im Rückgang: Hamburg 5,58, Bremen 7,52 %. Die Kirchenaustritte in den Jahren 1919—1922 erreichen fast eine Million; trotzdem behauptet der Verfasser: „Den Kirchen bringt der Austritt nicht den geringsten Verlust oder inneren Bruch. Im Gegenteil, es festigt." Eine Behauptung, die gegenüber den Feststellungen auf den vorhergehenden Seiten kaum überzeugen dürfte.

Es ist das aber nicht eine einzeln stehende Bemerkung. Vielmehr durchzieht das ganze Buch das krampfhafte Bemühen, den Zustand der Kirche als möglichst günstig hinzustellen und alle Kritik an der Kirche als unberechtigt zu erweisen. Die Verfasser — denn die Artikel über einzelne Bewegungen sind auch diesmal wieder selbstverantwortlich gezeichnet — sind durchgängig von der Vortrefflichkeit der bestehenden Kirche überzeugt. Mit überheblicher Sicherheit verurteilen sie alle Bemühungen, die Kirche zur Selbsteinkehr zu führen und zu einer Besserung der kirchlichen Zustände aufzurufen. Das ist für die Verfasser alles Nörgelei, Schmähung, kurzsichtige Verblendung, Verallgemeinerung

lokaler Rückständigkeiten: „Man schreit seiner Mutter nicht alle Tage ins Gesicht, daß sie nicht mehr so schön ist."

Besonders trifft der Tadel die Religiössozialen, Fuchs, Gogarten, aber auch der Artikel von Max Bürk in der CW 1924, Nr. 3/4 wird in diesem Zusammenhange genannt. Freilich wenn man meint, daß die Kirche den Arbeitern gegenüber so gut wie nichts versäumt habe, dann kann man die groteske Ansicht aussprechen, daß durch die Feststellung von solchen Versäumnissen „der kirchenfeindliche Sinn systematisch großgezogen ist". Wenn ein Mann wie D. Schneider, der ehrlich bemüht ist, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und, so weit das für einen so scharf eingestellten Mann möglich ist, Unparteilichkeit walten zu lassen, zu solchen Urteilen kommen kann, dann verzagt man fast an einer Reformierbarkeit der Kirche, die von seinen Freunden geleitet wird. Aber es zeigt sich hier wohl auch die große Gefahr der kirchlichen Statistik, auf die schon manchmal aufmerksam gemacht worden ist.

Die Behandlung von Einzelgebieten: Kindergottesdienst, Gemeindeorganisation, Innere Mission, Heiden- und Judenmission, Innerkirchliche Evangelisation, Evangelisches Auslandsdeutschtum, Vereine, Kirche und Schule steht mit wenigen Ausnahmen nicht auf der Höhe des statistischen Hauptteils. Mehrfach vermissen wir hier die sichere statistische Grundlage für die oft sehr weitgehenden Urteile. Dafür sind oft nur eine Reihe von Einzelfällen zusammengetragen, durch deren Häufung ein düsteres Bild entstehen muß, während es sich doch meist nur um einzelne extreme Äußerungen handelt, die für das Ganze der getroffenen Bewegung nicht charakteristisch sind. Am stärksten ist das der Fall in dem Artikel von Bachmann über Kirche und Schule, der wieder wie im vorigen Jahre vom einseitigen Parteistandpunkte aus geschrieben ist, mit Animosität gegen die Lehrerschaft als solche ohne den geringsten Versuch, die treibenden Beweggründe zu erforschen. Dabei wird der unrichtige Eindruck erweckt, als ob die Vereinigungen der strengkirchlichen Lehrer eine größere Bedeutung hätten: gerade hier werden keine Zahlen gegeben. Auf die Quantität des Religionsunterrichts wird entscheidendes Gewicht gelegt und danach das Urteil bestimmt: aber das ist eben die Gefahr der Statistik, nach äußerlichen Erscheinungen zu richten.

Die Kirchliche Zeitlage ist vom Herausgeber wieder mit dem ihm eigenen Temperament beschrieben. Daß er ein gerechtes Urteil über den Neuprotestantismus fällen könnte, erwarten wir von ihm nicht. Aber tief deprimierend ist doch, daß die „mit Ehrfurcht gepflegten Gedanken" des Neuprotestantismus, von Theologie und Kirche Rücksichtnahme auf die Forschungsergebnisse der Naturwissenschaften zu fordern (Seite 492), rein nur auf das Verlangen, durch solche Versuche neue Gläubige zu gewinnen, zurückgeführt werden, ohne eine Spur des Verständnisses dafür, daß Wissenschaft und gerade auch die moderne theologische Wissenschaft sich allein von der Wahrhaftigkeit leiten ließ und lassen muß, ohne Rücksicht auf die etwaige Gefährdung der Kirche. Ebenso mißgünstig und schief sind die Bemerkungen auf Seite 494 über die neuprotestantische Auffassung von der Volkskirche als das, „was sich unter das Volk stellt, von ihm allein weisen, bestimmen und formen läßt".

Eine Besserung ist in dem Bande insofern eingetreten, als Evangelisch-Sozialer Kongreß und Bund deutscher Jugendvereine diesmal, wenn auch nur kurz und ungenügend, erwähnt worden sind. Verwunderlich ist die Nichterwähnung der Dorfkirchenbewegung auf Seite 454, wo sie unbedingt hingehörte, und der doch wahrlich bedeutsamen Mission Albert Schweitzers, ferner die kurze Erwähnung von Lepsius auf drei Zeilen (dessen Mission unter den Adressen überhaupt fehlt), während der recht bedenklichen armenischen Mission von Baronigian zwölf Zeilen gewidmet sind. Die Bemerkungen auf Seite 93 über den Ausschluß der deutschen Missionsgesellschaften seitens Englands waren auch bei Abfassung des Buches schon überholt. Von der Christengemeinschaft Rittelmeyers wird auf Seite 465 ff. ein Bild entworfen, das man nur als eine Karikatur bezeichnen kann. Von einzelnen Unrichtigkeiten seien genannt: Seite 436 ist der Verfasser über die Diakonissenhaussache in Anhalt nicht richtig unterrichtet; Seite 480: Die Pachtschutzordnung hat die Ausnutzung des kirchlichen Grundbesitzes meist gefördert, nur in Braunschweig infolge der dortigen Ausführungsbestimmungen gehindert. Seite 210 ist Professor Friedrich Naumann genannt, es ist wohl Gottfried Naumann gemeint.

Wir haben aus dem vorliegenden Band erneut den Eindruck gewonnen, daß eine Sonderausgabe des rein statistischen Teils, der nur den sechsten Teil des Buches umfaßt und deshalb zu bedeutend geringerem Preise erfolgen könnte, eine erhebliche Verbesserung wäre; von dem Übrigen könnte, wenn man es denn aufnehmen will, gut die Hälfte ohne Schaden entbehrt werden.

Jeßnitz Ewald Stier

Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas. Mit einer Einleitung von M. Sering. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1917. 296 S. 4.80, gebunden 5.60 M.

Das Land Ober-Ost. Deutsche Arbeit in den Verwaltungsgebieten Kurland, Litauen und Bialystok-Grodno. Herausgegeben im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost, bearbeitet von der Presseabteilung Ober Ost. Mit 23 Lichtbildern, 3 Karten und 13 Federzeichnungen. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1917. 472 S.

Die politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation. Unter Mitarbeit von Wilhelm Stein von Paul Roth. Leipzig, K. Fr. Koehler 1919. 207 S. 10, gebunden 14.50 M.

Deutschland, Österreich-Ungarn, Polen. Ein Beitrag zur Lösung der polnischen Frage. Von A. Napieralski. Beuthen, Verlag des „Katolik" 1918. 27 S.

Das Sammelwerk über Westrußland behält seine Bedeutung auch nachdem die politischen Verhältnisse, die bei seiner Abfassung vorlagen, sich so gewaltig verändert haben. Es enthält geographische, ethnographische, kulturelle, politische Schilderungen von Finnland, den Baltischen Provinzen, Litauen, Polen und der Ukraine: am wertvollsten, weil am eingehendsten sind die Abschnitte über das deutsche Kolonistentum und die kulturpolitische Bedeutung des Deutschtums in Rußland von Faure und Herrmann. — In dem Buche von Roth haben wir die erste ausführliche ungeschminkte Darstellung unserer Polenpolitik während des Feldzuges, geschrieben von einem mithandelnden Augenzeugen. Es ist tief niederschlagend, was uns hier berichtet wird. Es war gewiß für die Deutschen nicht leicht, die Polen zu gewinnen, nachdem die deutsche Ostmarkenpolitik und vor allem das Enteignungsgesetz sie uns so stark entfremdet hatte. Daß es aber einen Weg dafür gab, zeigt die kleine Schrift von Napieralski, der in rührender Weise für die polnische Selbständigkeit wirbt und nachzuweisen sucht, daß sie von selbst schon zu einer Sicherung der Mittelmächte werden würde. Was hatte eine kluge Politik bei der Zerrissenheit des Polen- und Judentums in Parteien — bei den Polen 49, den Juden noch dazu 17 Parteien oder Gruppen — erreichen können! Die deutsche Politik machte sich aber schließlich alle Richtungen zu Gegnern und förderte ihren Zusammenschluß. Es fehlte an tüchtigen Sachverständigen, vor allem an einem festen Programm; immer wurde mit halben Mitteln gearbeitet, man ließ sich treiben von den Ereignissen und jeder Fortschritt erfolgte zu spät. Dazu kam, daß die Auseinandersetzung mit Österreich nie erledigt wurde. Der Eindruck jedes positiven Fortschritts wirkte günstig auf die polnische Öffentlichkeit, aber die Schlußfolgerungen daraus wurden nicht gezogen. Man gibt Rechte, die man immer wieder beschneidet: eine Selbständigkeit unter Kuratel. Das größte Hindernis aber bildet das Hineinregieren des Militärs. Der Verfasser spricht es geradezu aus: die Verständigung mit den Polen scheiterte an den Forderungen der Obersten Heeresleitung. Welch gewaltiger Fehlgriff war die Verhaftung des Nationalhelden Pilsudski! Welch ein Urteil über die deutsche Politik liegt doch in der Tatsache, daß die Truppen, die freiwillig gegen Rußland gefochten hatten, schließlich nirgends einen Platz fanden als auf französischer Seite! Das war die berühmte Armee Haller!

Es hat einen besonderen Wert, mit diesem Urteil die offizielle Veröffentlichung von Ober Ost über die Arbeit in ihrem Verwaltungsgebiet zu vergleichen. Das Buch enthält eine Reihe von Einzeldarstellungen der verschiedenen Verwaltungszweige, und was gab es hier nicht alles zu ordnen: Finanzen, Rechts- und Gesundheitspflege, Presse, Verkehr, Landeskultur, Handel und Gewerbe, Kirche, Schule, Wissenschaft. Überall deutsche Ordnung und Gründlichkeit, technisch angesehen glänzende Leistungen, aber nirgends ein Verständnis für ein Verfahren, das uns Sympathien bei der Bevölkerung hätte eintragen können. Ein besonders charakteristisches Beispiel ist die sichtliche Freude, mit der die Aufnahme von 1 800 000 Einwohnern zur Ausstellung von Pässen geschildert wird, mit der Massenphotographierung und der Abnahme von Fingerabdrücken, Hoch und Niedrig, ohne Unterschied! Es herrschte eben der Grundsatz: „In erster Linie kommt das Interesse des Heeres und der Heimat: soweit hiermit die Interessen der Landesbewohner nicht im Widerspruch stehen, werden auch diese nach Möglichkeit berücksichtigt." Es waren harte Zeiten, und in vielen Dingen herrschten zwingende Notwendigkeiten. Der Grundfehler aber, das macht gerade dies Buch für den, der zu lesen versteht, recht deutlich, war die Verkennung der Imponderabilien. Schließlich war diese harte und grobe Art auch mit Rücksicht auf den militärischen Endsieg kurzsichtig und ein verhängnisvoller Fehler. Wir sehen auch hier, wie diese Politik zum Zusammenbruch führen mußte. Ewald Stier

Kampf der Weltanschauungen. Von Wilhelm Kulemann. Leipzig, Hinrichs 1922. 217 S. 3 M.

Das Buch verdient von den Lesern der CW beachtet zu werden. Der vortreffliche Jurist, der vielen von uns ein Führer ward zum Verständnis der gewerkschaftlichen Bewegung, besonders auch der Sozialversicherung, der, so oft er auf Versammlungen des Evangelisch-Sozialen Kongresses auftrat, um die Probleme des Arbeiterschutzes und der Berufsvereine klarzulegen, den Eindruck unbeirrbaren Gerechtigkeitsstrebens machte, spricht zu uns mit derselben klaren Schematik, die all sein Reden auszeichnete, von dem Kampf der Weltanschauungen, der ihn von seiner Jugend her neben aller richterlichen und politischen Tätigkeit begleitet hat. Sein im Vorwort betontes Bemühen, die das Verständnis der Philosophen erschwerende Schulsprache in eine jedem intelligenten Leser unmittelbar verständliche Sprache zu übertragen,

und die glückliche Art, durch charakteristische Auszüge aus den Schriften der Philosophen ihren Standpunkt zu verdeutlichen, machen die Lektüre des auf überraschend knappen Raum zusammengedrängten Buches jedem unserer Leser zu einer reinen Freude. Die Gliederung des Ganzen in Dualismus, Materialismus, Idealismus, Panpsychismus, Monismus, Dynamismus, Psychophysischen Parallelismus, Pessimismus, Personalismus, Positivismus, Einheitslehre (Polarität, Identitätsphilosophie, Idealrealismus), Entfaltungstheorie — über die Richtigkeit und Notwendigkeit dieser Zusammenfassungen läßt sich streiten — und die Voranstellung einer ruhigen Darstellung vor einer lebhaften Beurteilung ermöglichen eine leichte Orientierung. Auffallend ist für den, der Kulemanns warmes Interesse für ein frei und weit verstandenes Christentum kennt, daß offenbar die Religion nicht unter den Begriff der Weltanschauung befaßt ist; denn für die Sinndeutungen des Christentums findet sich in diesem Kampf der Weltanschauungen kein Raum. Der eigene Standpunkt des Beurteilers, der sich gar nicht aufdrängt, ist der eines optimistischen Glaubens an die fortschreitende Entfaltung einer in unserm Wesen angelegten Harmonie des Seelischen und Leiblichen. Einem eingefleischten Kantianer wie mir spielt bei dieser Orientierung die Erkenntniskritik nicht die erwartete Rolle. Und die bleibenden Antinomien der Wirklichkeit treten zurück hinter die Harmonisierungen des als normal betrachteten Einheitstriebes der Vernunft. Mich erinnerte die ganze Behandlungsweise des Problems an die Art, wie Moritz Carriere uns Christenleuten ein gutes Gewissen gegenüber der philosophischen Problematik schuf. Möchte nun auch die Fortführung dieses Kampfes in einem zweiten Teil, der „den Sinn des Daseins" behandeln soll, nicht zu lange auf sich warten lassen! Uns will scheinen, daß die echt deutsche Art, wie dies reiche Juristenleben seine Wurzeln in den tiefsten Grund der Welt- und Lebensanschauung bohrt, das Interesse unseres Kreises finden muß.

Kiel Otto Baumgarten

Die geistige Krise der europäischen Menschheit von Robert Saitschick. Zürich, Schultheß 1924. 93 S. 3.80, geb. 4.60 Frcs.

Kein lautes und durchschlagendes, aber ein besinnliches Wort zur Not der Zeit bietet der Kölner Philosoph. Allem Macht- und Gewaltstreben politischer, wirtschaftlicher und auch geistiger Art, allem Glauben an innerweltliche Ziele setzt er den Glauben an das Überweltliche gegenüber, das allein allem Leben Sinn und Ziel weist, das alles Weltliche in das Licht des Tragischen setzt und doch dieses zugleich überwinden hilft. Den Zugang zu diesem Wesentlichen findet freilich Niemand durch den Verstand, sondern durch den Affekt, genauer durch erschütternde Lebenserfahrungen. So wird neue Geistigkeit, die wahre Freiheit und wahren Frieden im Unterschied von dem landläufigen Liberalismus und Pazifismus gebiert. F Niebergall

Deutschland. Von Wilhelm Schäfer. Eine Rede in Köln. Dessau, Karl Rauch 1924. 88 S. 4 M.

In seiner zwingenden Art baut Schäfer dreistufig ein Bild unseres Vaterlandes. Zuerst zeigt er das Land in seiner stammlichen Gliederung, Kernland und Kolonialland, Altland und Neuland, jedes mit seinem besonderen landschaftlichen und menschlichen Akzent. Dann baut er die Geschichte Deutschlands in ihren bestimmenden Tendenzen, ihrem geistigen Ausdruck auf bis zur Höhe des Deutschen Christen auf dem Wege zu Gotik und Mystik und dann in ihrer zweiten Steigerung von dem Tiefpunkt des Dreißigjährigen Krieges bis zur Erneuerung durch das sieghafte Weltgefühl und Deutsch-Gefühl zur Klassik. Der dritte Abschnitt des nur achtundachtzig Seiten starken, wunderschön gedruckten Heftes gibt mit einem Blick über die Geschichte des deutschen Gedankens im neunzehnten Jahrhundert ein Wunschbild der Zukunft. Auf Kant und seine schöpferische Forderung des Vollkommensten, das dem Einzelnen möglich ist, baut Schäfer die deutsche Aufgabe, den Gedanken an den Untergang des Abendlandes überwindend durch den reinen Auftrieb zu einer neuen Menschengemeinschaft: „Das Eine und Notwendige für uns Deutsche kann darum nicht sein, daß wir das alte Machtspiel bald wieder mitmachen können, sondern daß wir seine Unmoral und Unvernunft am Ideal einer wahren Menschengemeinschaft begreifen, daß wir unsere Ehre für eine neue Menschlichkeit einsetzen." Von hier aus: Ordnung der Wirtschaft, Heiligung der Arbeit, tapferes Tun nicht für den Genuß, sondern für die Macht des Guten über das Böse, des Lichtes über die Finsternis.

Eine solche Schrift sei nicht kritisiert, sondern Jedem zu nachdenklicher Lesung empfohlen. Ich glaube nicht, daß sich Irgendjemand mitten im betäubenden Parteigeräusch des Tages ihrem hinreißenden Rhythmus entziehn kann. Heinrich Spiero

Kleine Mitteilungen

Beherzigenswert, auch für Christen, scheint uns ein Wort Dr. Eckeners — jeder Deutsche kennt ihn —. In einem Münchener Vortrag sprach er auch über seine etwaige Nordpolfahrt mit Amundsen. Er äußerte da zum Schluß: „er müsse sagen, daß es ganz töricht sei, immer nachzuschnüffeln, wie früher einmal Jemand zur Zeit der Kriegsverhetzung sich verhalten habe. Wenn wir von solchen Dingen ein Zusammenarbeiten abhängig machen wollten, müßten wir für alle Zeiten einpacken. Der Groll sei etwas für Privatleute, aber nicht für Politiker, die ihr Volk wieder hoch bringen wollten." FZ 549

Eine wirkliche Schande für unsre Zivilisation sind die Evakuationen. Wenn die Türkei und Griechenland ihre Bevölkerung austauschten, so haben wir schon dort diese Grausamkeit beklagt. Wenn aber Polen fortfährt die Deutschen rücksichtslos abzuschieben, so sollte sich darüber das christliche Europa heftiger aufregen. Könnte nicht gerade hier auch der Papst seine Stimme erheben? Wir wissen wohl, daß die Polen dieses Kampfmittel nicht erfunden haben; aber es bleibt abscheulich, und sie wissen es besonders herzlos zu handhaben. Vergelten wir Gleiches mit Gleichem, so ist das begreiflich, aber es wird dadurch nichts gebessert.

Mit den Polen wetteifern die Italiener. Jene mißhandeln die Optanten, diese ihre seßhaften Mitbürger. Sie werden damit Tirol nicht italienisch machen. Aber schämt man sich denn nicht?

Den heutigen Artikel über die Wohnungsnot möchten wir unsern Lesern und Leserinnen besonders ans Herz legen. Für den Verfassungstag erinnern wir an Otto's Gottesdienstordnung in Nr. 20/21. Es ist unter allen Umständen auch für den 9. August Wertvolles daraus zu entnehmen.

Von einem Sprecher der „Evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen" wird uns nahegelegt mitzuteilen, daß der von uns als „altlutherisch" bezeichnete Konigsberger Pfarrer (Sp. 665 d. v. Nr.) nicht Mitglied der einst durch Scheibel begründeten auch „evangelisch-altlutherisch" genannten Freikirche in Preußen ist (Breslauer Synode), die mit den lutherischen Landeskirchen in Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft steht. Jene Königsberger Gemeinde ist vielmehr der „Evangelisch-lutherischen Freikirche in Sachsen und anderen Staaten" angeschlossen, die der Missourisynode eng verbrüdert ist und der auch unsere fünfzigjährige Erinnerung galt. Man vergleiche in Schneiders Kirchlichem Jahrbuch das Kapitel Ev.-lutherische Freikirchen. R

Wöchentliche Chronik

Der in Cardiff mit über 500 Delegierten von 100 reformierten Kirchen der Erde, auch Deutschlands, versammelte Reformierte Weltbund beschloß zur Frage eines gemeinsamen Bekenntnisses für die reformierten Kirchen der Welt, daß ein Ausschuß dem nächsten Konzil im Jahr 1929 eine Vorlage machen soll. 14 neue Kirchen haben sich dem Bunde angeschlossen, darunter der Schweizerische Evangelische Kirchenbund und die reformierte Burenkirche in Südafrika. Nachdem der Bund jahrzehntelang mehr eine englisch-amerikanische Angelegenheit geblieben war, ist er nun durch die starke Beteiligung der Kirchen des europäischen Festlands zu einem wirklichen Weltbund geworden, der auch den kontinentalen Angelegenheiten große Aufmerksamkeit schenkt. Nach EPD

Der Deutsche Evangelische Kirchenbund hat an die rheinischen Glaubensgenossen aus Anlaß der Jahrtausendfeier eine Kundgebung gerichtet und der deutschen Synode in Estland seine Teilnahme zur Wegnahme der Domkirche in Reval ausgesprochen. Auf Grund des am 1. Januar in Kraft getretenen Auslandsgesetzes haben die deutschen Gemeinden in Peking, Schanghai, Tientsin, Tsingtau, Tokio und Riga ihren Anschluß an den deutschen Kirchenbund nachgesucht.

Der Aufwertungsausschuß des Reichstages hat beschlossen, den in Artikel 137 der Reichsverfassung bezeichneten öffentlich-rechtlichen Gesellschaften (d. h. in der Hauptsache den Kirchen) nach dem Maßstabe der Konfessionsstatistik auf 15 Jahre eine jährliche Wohlfahrtsrente von 5 Millionen Mark zuzuweisen.

Der preußische Minister für Volkswohlfahrt hat den abstinenten Vereinen aus Etatsmitteln Beihilfen gewährt, damit sie den Kampf gegen den Alkoholismus durchführen können.

Die sächsische Provinzialsynode wählte in die Generalsynode u. A. Danneil, Eger, Geibel, Lütgert, in das Spruchkollegium Eger, Falke, Geibel.

Im Badischen Landtag sagte Staatspräsident Hellpach: „Bei allem sittlichen Wert der körperlichen Ertüchtigung können auch unter dem Gesichtspunkte des Wiederaufstiegs die Rezepte der angelsächsischen Welt von uns nicht nachgeahmt werden, und wir müssen dem gegenüber gerade die Pflege der deutschen Geistigkeit und Innerlichkeit recht hochhalten, um nicht den Einseitigkeiten, die von außen zu uns dringen, zu verfallen. FZ 564

Der Landeskirchentag von Hessen-Cassel regelte durch Kirchengesetz die Dienstverhältnisse der Pfarrer. Von prinzipieller Wichtigkeit waren dabei die Verhandlungen über das Verhältnis von Landeskirchenregierung und Landeskirchenamt. Pfarrverein und (die drei) Landespfarrer wünschten, daß der Pfarrer in seiner geistlichen Amtsführung grundsätzlich der Landeskirchenregierung, bzw. den Landespfarrern unterstehe, nur in Verwaltungssachen dem Landeskirchenamt. So wurde entschieden. Verabschiedet wurde ferner ein Pfarrwahlgesetz und ein Gesetz über Abschaffung der Kirchenpatronate (sofern sie zu keiner

Gegenleistung verpflichtet sind); beschlossen, die Errichtung eines evangelischen Gymnasiums im ehemaligen Kloster Schlüchtern zu unterstützen durch Hergabe des Gebäudes, das einer kirchlichen, beim Landeskirchenamt verwalteten Stiftung gehört (bisher Lehrerseminar), und durch Bewilligungen an den zu diesem Zweck gegründeten Evangelischen Gymnasialverein. Die Bezüge der Organisten wurden wesentlich erhöht.

Am 30. Juni ist unter Vorsitz des ehemaligen Reichskanzlers Michaelis in Berlin der Christenbund gegründet worden. Er will die entschieden christlich Gesonnenen, die sich vielfach in ihren Bürgerpflichten bei Wahlen, bei der Betätigung in den Organisationen der Selbstverwaltung, bei ihrer Teilnahme an der Politik in ihrem Gewissen durch den herrschenden Konflikt zwischen christlicher und landläufiger Weltanschauung bedrückt fühlten und sich deshalb vom öffentlichen Leben mehr oder weniger fernhielten, zu kraftvoller Mitarbeit wecken und die nötige Kenntnis über die Geschehnisse und Zusammenhänge in Volk, Reich, Staat und Gemeinde unter ihnen verbreiten. Er will weder eine politische Partei sein noch eine Partei unterstützen. Er will versuchen, Gesinnungsgenossen in lokale und staatliche Parlamente zu senden und durch sie im christlichen Sinne zu wirken. Er besteht aus kirchlichen, freikirchlichen, Gemeinschaftsverbänden und christlichen Gesinnungsgemeinschaften, die bei voller Wahrung ihrer Selbständigkeit sich zur Mitarbeit bei der Erreichung der Ziele des Bundes zusammenschließen und dessen Streben durch den in ihnen herrschenden Geist und die Wucht ihrer Organisation zur vollen Wirkung zu bringen suchen. Sitz ist Berlin; die vorläufige Anschrift NW 23 Flensburger Straße 9.

In Lübeck hat ein sozialistischer Senatsvertreter im Widerspruch zu einem sozialistischen Mitgliede der Bürgerschaft, das keinem Geistlichen Sitz und Stimme in der Behörde für Arbeit und Wohlfahrt zubilligen wollte, sich dahin ausgesprochen: Die staatliche Wohlfahrtspflege sei nicht im Stande, alle Not so zu lindern, wie sie gelindert werden müßte. Man könne ohne die privaten Fürsorgeeinrichtungen nicht durchkommen. Gerade die kirchliche Wohlfahrtspflege erfasse durch ihre weit ausgebreitete Organisation einen großen Teil der zu Unterstützenden; ein inniges Zusammenarbeiten mit diesen Kreisen sei daher durchaus notwendig.

Es gibt 3 451 112 Freimaurer, 2 752 000 in Amerika, 312 000 in England, 80 000 in Deutschland.

In Österreich ist nach mehrmonatlichen Vorarbeiten ein Evangelischer Preßverband gegründet und zum Obmann der Herausgeber des Evangelischen Kirchenblattes für Deutsch-Österreich „Der Säemann", Pfarrer Ulrich in Graz, gewählt worden.

Die Generaldirektion der Schweizer Bundesbahnen hat den Verkauf einer Reihe von Zeitschriften zweifelhaften Charakters, darunter „Der Reigen", „Berliner Leben", „Der Junggeselle", auf den Bahnhöfen verboten. Die Deutsche Reichsbahngesellschaft hat bis jetzt die Entschlußkraft zu einer solchen Säuberungsaktion noch nicht finden können.

In Polen beträgt der staatliche Jahreszuschuß für katholische Pfarrer 110, für evangelische 20.50, für Mitglieder des katholischen Domkapitels 241, für solche des evangelischen Konsistoriums 67.50 Zloty. Ein Schüler eines katholischen Priesterseminars erhält als amtlichen Zuschuß 51 Zloty, das sind 10 mehr als der staatliche Zuschuß für einen evangelischen Superintendenten. Die katholischen Priester genießen in Polen Portofreiheit.

Seit fünf Jahren besteht in England die Chamberwell-Section des roten Kreuzes: Menschen, die jederzeit in einem Londoner Hospital ihr Blut hergeben an einen transfusionsbedürftigen Kranken. Männer und Frauen von 18 bis 65 Jahren, jetzt 250. Eine kleinere Anzahl sind bereit, auch jederzeit ein Stück ihrer Haut dem Nächsten zu opfern. — Es gibt auch Blutverkäufer, die bekommen für jede Operation 5 Pfund = 100 Mark. FS 511

In Peking wird eine katholische Universität vorbereitet, deren Aufbau und Leitung amerikanische Benediktiner übernehmen.

Unter den Sachen, die aus dem Eigentum des Zaren jetzt in Leningrad verauktioniert werden, sind 74 reich mit Silber und Gold bestickte Kirchengewänder der ehemaligen Hofgeistlichkeit. FS 553

Von Personen. Berufen: Professor D. Karl Barth in Göttingen als Ordinarius nach Münster. Abgelehnt: Professor Lic. Dr. Paul Tillich in Dresden nach Gießen. Habilitiert: Lic. Hanns Rückert in Berlin für Kirchengeschichte; Lic. Dr. Joachim Jeremias in Leipzig für Neues Testament. Promoviert: Professor Lic. Dr. Walter Baumgartner zum D. von Tübingen. Gestorben: Professor D. Nathanael Bonwetsch in Göttingen. In Japan 92 Jahre alt Yajima Kaji, Direktorin einer christlichen Mädchenschule, Gründerin (1886) und Vorsitzende der Frauen-Reform-Gesellschaft „Fajin Kyofukai", Vorsitzende des Christlichen Frauenvereins für Temperenz. In Amerika William Jennings Bryan (Die Quelle seines Ethos ... war jene tiefe Bibelgläubigkeit, deren Ausdrucksformen manchen kindlich anmuten mochten, deren Kern aber ihm eine Kraft verlieh, die sein Wirken über viele Unzulänglichkeiten hinaushob. FS 553). Eingeladen zu Vorlesungen an der Universität London wurde D. Greßmann-Berlin, in Amerika D. Frick-Gießen.

Sp. 616 Z. 38 ist zu lesen Lauterburg, Sp. 670 Z. 42 Eckhof. D. Christian Neff in Weierhof, Rheinpfalz (ebenda) ist der mennonitische Prediger und Historiker. Der Professor Dr. Hoffmann, der in Lauenstein gesprochen hat (Sp. 657), als Vertreter der katholischen Konfession dort genügend charakterisiert, ist der Professor Dr. Hermann Hoffmann am Breslauer Matthiasgymnasium. E St

Berichtigung. Zu der Statistik in Nr. 29/30 Sp. 664 f.: ein Druckversehen ist zu berichtigen: Bonn hatte nicht 23+1, sondern 53+1 Theologie Studierende. So laut dem preußischen amtlichen Quellenwerk. Nach zuverlässiger Mitteilung hatte es in Wahrheit 57+2.

Unsre wörtlich der „Deutschen Zeitung" Nr. 330 entnommene Nachricht, daß die Universität Jena für ausländische Juden gesperrt worden sei (Sp. 670), wird uns von dem Rektor der Universität als „vollkommen unzutreffend" bezeichnet. D H

Versammlungskalender

August 19. 20. Augustkonferenz (ev.-luth. Konferenz).
19.—30. Weltkonferenz Stockholm.
September 19.—22. Deutscher Verband für Kindergottesdienst Stuttgart.
20.—22. Gustav Adolf-Verein Gießen.
28.—2. Oktober. Deutsche Philologen und Schulmänner Erlangen.
Oktober 4. 5. Evangelisch-Sozialer Kongreß Nürnberg.
5.—7. Bund für Gegenwartschristentum Coburg.
26.—28. Religion und Pädagogik Michelstadt.

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

Bei den Hamburgischen Gefangenenanstalten sind die Stellen von **sechs Sozialpädagogen** zu besetzen. Hierfür kommen vorzugsweise Bewerber in Frage, die die zweite evangelisch-theologische Staatsprüfung abgelegt haben. Der Nachweis einer praktischen Tätigkeit auf sozialem Gebiete ist erwünscht. Persönlichkeiten mit reifer Lebenserfahrung und Führereigenschaften, die in der Lage sind, auf die Gefangenen im Hinblick auf ihre spätere Lebensführung in wiederaufrichtender Weise nachhaltig einzuwirken, erhalten den Vorzug. Daneben sollen die Stelleninhaber die seelsorgerischen und kirchlichen Aufgaben in den Gefangenenanstalten übernehmen.

Die Anstellung erfolgt zunächst im Tarifvertrage. Die Besoldung wird nach Gruppe X gewährt. Dienstwohnungen können nicht zugewiesen werden. Falls später im Wege der Gesetzgebung feste Stellen geschaffen werden, ist ein Aufrücken nach Gruppe XI und XII des BBG. möglich.

Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften nebst ausführlichen Angaben über die bisherige Tätigkeit sind bis zum 1. September 1925 einschließlich zu richten an den

Direktor der Hamburgischen Strafanstalten in Hamburg-Fuhlsbüttel.

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung.

Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Martinstraße 79.

Allen Freunden zeigen wir hierdurch unsre Vermählung an

Wilhelm Klante, Buchhändler
Lydia Klante, geb. Eger.

Greiz, 21. Juli 1925.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat August Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr Juli—Septbr. Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. —.60. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 20. August